<3662597445001 8 S

<3662597445001 8

Bayer. Staatsbibliothek

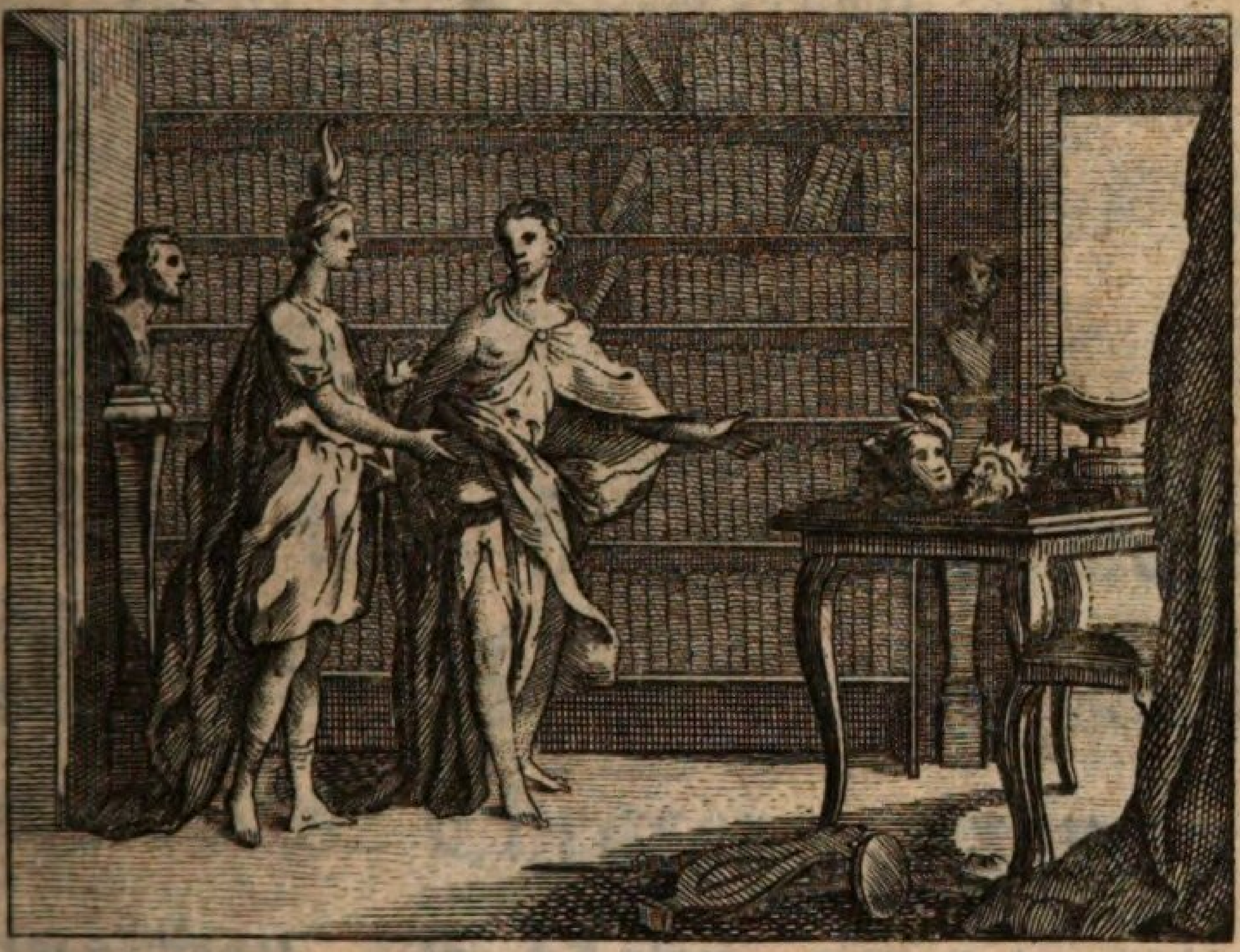
Oc.ᵛ 2721.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Jacob Thomson.

Gotth. Ephr. Leßings

Theatralische Bibliothek.



Erstes Stück.

Berlin,
bey Christian Friederich Voß, 1754.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorrede.

Man wird sich der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahr 1750. vier Stück zum Vorschein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, sondern andere Umstände machten ihnen ein zu kurtzes Ende. Ich könnte es beweisen, daß Leute

von Einsicht und Geschmack öffentlich die Fortsetzung derselben gewünscht haben. Und so viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünschen, nach Gelegenheit, ablassen muß, so bleibt doch noch immer so viel davon übrig, als hinlänglich ist, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man sieht leicht, daß ich hiermit diese Theatralische Bibliothek als eine Folge gedachter Beyträge ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Erndte; sondern mein Recht auf diese Arbeit ist ge-

gründet. Von mir nehmlich schrieb sich nicht nur der gantze Plan jener periodischen Schrift her, so wie er in der Vorrede entworfen wird; sondern auch der größte Theil der darinn enthaltenen Aufsätze ist aus meiner Feder geflossen. Ja ich kann sagen, daß die fernere Fortsetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu diesem Entschusse brachten mich, Theils verschiedene allzukühne und bittere Beurtheilungen, welche einer von meinen Mitarbeitern einrückte; Theils einige kleine Fehler, die von Seiten seiner gemacht wurden, und die nothwendig dem Le-

ser von den Verfassern überhaupt einen schlechten Begrif beybringen mußten. Er übersetzte, zum Exempel, die Clitia des Machiavells. Ich konnte mit der Wahl dieses Stücks, in gewisser Absicht, gantz wohl zu frieden seyn; allein mit seinem Vorberichte hatte ich Ursache, es gantz und gar nicht zu seyn. Er sagte unter andern darinne: „Fragt „man mich, warum ich nicht lieber „ein gutes als ein mittelmäßiges „Stück gewählt habe? so bitte „ich, mir erst ein gutes Stück „von dem italiänischen Theater zu nennen.„ = = = Diese Bitte machte mich so verwirrt, daß ich mir nunmehr beständig vorstellte,

ein jeder der in der welschen Litteratur nur nicht gantz und gar ein Fremdling sey, werde uns zuruffen: wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht besser kennt, als die Bühne der Italiäner, so haben wir uns feine Dinge von euch zu versprechen!

Was war also natürlicher, als daß ich die erste die beste Gelegenheit ergrif, mich von einer Gesellschaft los zu sagen, die gar leicht meinen Entwurf in der Ausführung noch mehr hätte verunstalten können? Ich nahm mir vor, meine Bemühungen für das Theater in der Stille fortzusetzen, und die Zeit

zu erwarten, da ich das allein ausführen könnte, von welchem ich wohl sahe, daß es gemeinschaftlich mit andern nicht allzuwohl auszuführen sey.

Ich weis nicht, ob ich mir schmeicheln darf, diese Zeit jetzt erreicht zu haben. Wenigstens kann ich versichern, daß ich seit dem nicht aufgehöret habe, meinen erstern Vorrath mit allem zu vermehren, was, nach einer kleinen Einschränkung des Plans, zu meiner Absicht dienlich war.

Diese Einschränkung bestand darinne, daß ich den Beyträgen, wel-

che, ihrer ersten Anlage nach, ein Werk ohne Ende scheinen konnten, eine Anzahl mäßiger Bände bestimmte, welche zusammengenommen, nicht bloß einen theatralischen Mischmasch, sondern wirklich eine critische Geschichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern, enthielten. Ich setzte mir also vor, nicht alles aufzusuchen, was man von der dramatischen Dichtkunst geschrieben habe, sondern das beste und brauchbarste; nicht alle und jede dramatische Dichtern bekannt zu machen, sondern die vorzüglichsten, mit welchen entweder eine

jede Nation als mit ihren größten pranget, oder welche wenigstens Genie genug hatten, hier und da glückliche Veränderungen zu machen. Und auch bey diesen wollte ich mich bloß auf diese von ihren Stücken einlassen, welchen sie den größten Theil ihres Ruhms zu danken haben. Mein vornehmstes Augenmerk blieben aber dabey noch immer die Alten, mit welchen ich das noch gewiß zu leisten hoffe, was ich in der Vorrede zu den Beyträgen versprochen habe.

Zweyerley wird man daselbst auch noch versprochen finden, womit ich mich aber jezt ganz und gar nicht abgeben will. Erstlich

werde

werde ich es nicht wagen, die dramatischen Werke meiner noch lebenden Landsleute zu beurtheilen. Da ich mich selbst unter sie gemengt habe, so habe ich mich des Rechts, den Kunstrichter über sie zu spielen, verlustig gemacht. Denn entweder sie sind besser, oder sie sind geringer als ich. Jene setzen sich über mein Urtheil hinweg; und was diese ihre Leser bitten, das muß ich die meinigen gleichfalls noch bitten:

- - - date crescendi copiam
Novarum qui spectandi faciunt copiam
Sine vitiis - -

Zweytens werde ich keine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande

stande der verschiedenen Bühnen in Deutschland mittheilen; Theils weil ich für die wenigsten derselben würde stehen können; Theils weil ich unsern Schauspielern nicht gern einige Gelegenheit zur Eifersucht geben will. Sie brauchen, zum Theil, wenigstens eben so viel Ermunterung und Nachsicht, als unsre Schriftsteller.

Was die äusserliche Einrichtung dieser theatralischen Bibliothek anbelangt, so ist weiter dabey nichts zu erinnern, als daß immer zwey Stück einen kleinen Band ausmachen sollen. Der letzte Band, von welchem ich aber noch nicht bestimmen

men kann, welcher es seyn wird, soll eine kurze chronologische Skiagraphie von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen ist, enthalten, und die nöthigen Verbindungen hinzuthun, damit man die Schicksale der dramatischen Dichtkunst auf einmal übersehen könne. An keine gewisse Zeit werde ich mich dabey nicht binden; wohl aber kann ich versichern, daß mir selbst daran liegt, sobald es sich thun läßt, zu Stande zu kommen.

Inhalt des ersten Stücks.

I. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiele.

II. Leben des Herrn Jacob Thomson.

III. Auszug aus dem spanischen Trauerspiele Virginia, des Don Augustino de Montiano y Luyando.

IV. Auszug aus dem Schauspieler des Herrn Remond von Sainte Albine.

V. Leben des Herrn Nericaut Destouches.

VI. Ueber das Lustspiel die Juden in dem 4ten Theile der Leßingschen Schriften.

Ab=

I.

Abhandlungen
von dem
weinerlichen oder rührenden
Lustspiele.

Neuerungen machen, kann sowohl der Charakter eines grossen Geistes, als eines kleinen seyn. Jener verläßt das alte, weil es unzulänglich, oder gar falsch ist; dieser, weil es alt ist. Was bey jenem die Einsicht veranlaßt, veranlaßt bey diesem der Eckel. Das Genie will mehr thun als sein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anders.

Beyde lassen sich nicht immer auf den ersten Blick von einander unterscheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit diesen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwissenden Stolzes, jenes zu diesem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lau-

 tersten

tersten Unparthenlichkeit verbunden seyn, wenn der aufgeworfene Kunstrichter weder aus wollüstiger Nachsicht, noch aus neidischem Eigendünkel fehlen soll.

Diese allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unsern Zeiten in der Dramatischen Dichtkunst sind gemacht worden. Weder das Lustspiel, noch das Trauerspiel, ist davon verschont geblieben. Das erstere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andre um einige herabgesetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Lustspiele gelacht und abgeschmackte Laster ausgezischt habe; man kam also auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu lassen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken sollten; man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden, und schnallte ihnen den tragischen Stiefel an, in dem man sie sonst, nur ihn lächerlich zu machen, gesehen hatte.

Die erste Veränderung brachte dasjenige hervor, was seine Anhänger das **rührende Lustspiel**, und seine Widersacher das **weinerliche** nennen.

Aus der zweyten Veränderung entstand das **bürgerliche Trauerspiel.**

Jene

Jene ist von den **Franzosen** und diese von den **Engländern** gemacht worden. Ich wollte fast sagen, daß sie beyde aus dem besondern Naturelle dieser Völker entsprungen zu seyn scheinen. Der Franzose ist ein Geschöpf, das immer grösser scheinen will, als es ist. Der Engländer ist ein anders, welches alles grosse zu sich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrüßlich, sich immer auf der lächerlichen Seite vorgestellt zu sehen; ein heimlicher Ehrgeitz trieb ihn, seines gleichen aus einem edeln Gesichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu lassen; er glaubte bey sich zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabne Gedanken nicht mehr für sie, als für einen aus seinen Mitteln wären.

Dieses ist vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigstens ein Gedanke ist. —— Ich will für diesesmal nur die erste Veränderung zu dem Gegenstande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort sparen.

Ich habe schon gesagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch so gar in der Ueberschrift gebraucht habe, um mich nicht durch die blosse Anwendung des einen, so schlecht weg gegen den Begrif des andern zu erklären. Das **weinerliche Lustspiel** ist die Benennung derjenigen, welche wider diese neue

Gattung eingenommen sind. Ich glaube, ob schon nicht hier, sondern anderwärts, das Wort **weinerlich**, um das Französische larmoyant auszudrücken, am ersten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jezt nicht besser zu übersetzen, wenn anders der spöttische Nebenbegrif, den man damit hat verbinden wollen, nicht verlohren gehen sollte. Man sieht dieses an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulassen. Ein **rührendes Lustspiel** läßt uns an ein sehr schönes Werk denken, da ein **weinerliches**, ich weis nicht was für ein kleines Ungeheuer zu versprechen scheinet.

Aus diesen verschiedenen Benennungen ist genugsam, glaub ich, zu schliessen, daß die Sache selbst eine doppelte Seite haben müsse, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, sonst würden sich nicht so viel schöne und scharfsinnige Geister für sie erklären: sie muß aber auch eine schlechte haben, sonst würden sich andre, die eben so schön und scharfsinnig sind, ihr nicht widersetzen.

Wie kann man also wohl sichrer hierbey gehen, als daß man jeden von diesen Theilen höret, um sich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu schlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem sie sich gewissermassen beyde vereinigen

einigen lassen? Zum guten Glücke finde ich, sowohl hier als da, zwey Sprecher, an deren Geschicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn sie nicht beyde Recht haben.

Der eine ist ein **Franzose** und der andre ein **Deutscher**. Jener verdammt diese neue Gattung, und dieser vertheidiget sie; so wahr ist es, daß die wenigsten Erfindungen, an dem Orte, wo sie gemacht werden, den meisten Schutz und die meiste Unterstützung finden.

Der Franzose ist ein Mitglied der Akademie von Rochelle, dessen Name sich mit den Buchstaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über das weinerlich Komische geschrieben, welche bereits im Jahr 1749. auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen sind. Hier ist der völlige Titel: Reflexions sur le Comique-larmoyant, par Mr. M. D. C. Trésorier de France & Conseiller au Presidial, de l'Academie de la Rochelle; adressées à M. M. *Arcere* & *Thylorier* de la même Academie.

Der Deutsche ist der Hr. Prof. **Gellert**, welcher im Jahr 1751. bey dem Antritte seiner Profeßur, durch eine lateinische Abhandlung pro Comœdia commovente, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud. Sie ist in Quart, auf drey Bogen gedruckt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan ist, nicht noch einmal thun solle, wenn man

nicht gewiß wüßte, daß man es besser thun werde, scheint mir so billig, als bequem. Sie allein würde mich daher entschuldigen, daß ich jezt gleich beyde Aufsätze meinem Leser übersetzt vorlegen will, wenn dieses Verfahren eine Entschuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzosen, die man also zuerst lesen wird, bin ich ein wenig französisch verfahren, und beynahe wäre ich noch französischer damit umgegangen. Sie ist, wie man gesehen hat, an zwey Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle gerichtet; und ich habe es für gut befunden, diese Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verschiedene Noten, die nicht viel sagen wollen; ich habe also die armseligsten weggelassen, und beynahe hätte sie dieses Schicksal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von sechs Seiten, und auch diese habe ich nicht übersetzt, weil ich glaube, daß sie zu vermissen ist. Beynahe hätte ich sogar den Anfang der Abhandlung selbst übergangen, wo uns mit wenigen die ganze Geschichte der Dramatischen Dichtkunst, nach dem Pater **Brumoi**, erzehlt wird. Doch weil der Verfasser versichert, daß er diese Schritte zurück nothwendig habe thun müssen, um desto sichrer und mit desto mehr Kräften auf seinen eigentlichen Gegenstand loßgehen zu können, so habe ich alles gelassen wie es ist. Seine Schreibart übrigens schmeckt ein wenig nach der **kostbaren** Art, die auch keine

ne Kleinigkeit ohne Wendung sagen will. Ich habe sie größten Theils müssen beybehalten, und man wird mich entschuldigen.

Ohne weitre Vorrede endlich zur Abhandlung selbst zu kommen; hier ist sie!

Betrachtungen über das weinerlich Komische, aus dem Französischen des Herrn M. D. C.

Die Schaubühne der Griechen, das unsterbliche Werk des Pater **Brumoi**, lehret uns, daß die Komödie, nachdem sie ihre bretterne Gerüste verlassen, ihr Augenmerk auf den Unterricht der Bürger, in Ansehung der politischen Angelegenheiten der Regierung, gerichtet habe. In dem ersten Alter der Bühne grif man vielmehr die Personen, als die Laster an, und gebrauchte lieber die Waffen der Satyre, als die Züge des Lächerlichen. Damals waren der Weltweise, der Redner, die Obrigkeit, der Feldherr, die Götter selbst, den allerblutigsten Spöttereyen ausgesetzt; und alles, ohne Unterscheid, ward das Opfer einer Freyheit, die keine Grenzen kannte.

Die erstern Gesetze schränkten diese unbändige Frechheit der Dichter einigermassen ein. Sie durften sich nicht erkühnen irgend eine Person zu nennen; allein sie fanden gar bald das Geheimniß, sich dieses Zwangs wegen schadlos zu halten. Aristophanes und seine Zeitgenossen schilderten unter geborgten Namen, vollkommen gleichende Charaktere; so daß sie das Vergnügen hatten, so wohl ihrer Eigenliebe, als der Bosheit der Zuschauer, auf eine feinre Art ein Gnüge zu thun.

Das dritte Alter der Atheniensischen Bühne war unendlich weniger frech. Menander, welcher das Muster derselben ward, verlegte die Scene an einen eingebildeten Ort, welcher mit dem, wo die Vorstellung geschah, nichts mehr gemein hatte. Die Personen waren gleichfalls Geschöpfe der Erfindung, und wie die Begebenheiten erdichtet. Neue Gesetze, welche weit strenger als die erstern waren, erlaubten dieser neuen Art von Komödie nicht das geringste von dem zu behalten, was sie etwa den ersten Dichtern konnte abgeborgt haben.

Das Lateinische Theater machte in der Art des Menanders keine Veränderung, sondern begnügte sich, ihr mehr oder weniger knechtisch nachzuahmen, nach dem das Genie seiner Verfasser beschaffen war. Plautus, welcher eine vortrefliche Gabe zu scherzen hatte, entwarf alle seine Schilderungen von der Seite des Lächer-

lichen,

lichen, und wäre weit lieber ein Nacheiferer des Aristophanes als des Menanders gewesen, wenn er es hätte wagen dürfen. Terenz war kälter, anständiger und regelmäßiger; seine Schilderungen hatten mehr Wahrheit, aber weniger Leben. Die Römer, sagt der Pater Rapin, glaubten in artiger Gesellschaft zu seyn, wann sie den Lustspielen dieses Dichters beywohnten; und seine Scherze sind, nach dem Urtheile der Frau Dacier, von einer Leichtigkeit und Bescheidenheit, die den Lustspieldichtern aller Jahrhunderte zum Muster dienen kann.

Die persönliche Satyre und das Lächerliche der Sitten machten also, die auf einander folgenden Kennzeichen der Gedichte von diesen verschiedenen Arten des Komischen, aus; und unter diesen Zügen einzig und allein suchten die Verfasser ihre Mitbürger zu bessern und zu ergötzen. Doch diese letztre Art, welche sich auf alle Stände erstrecken konnte, ward nicht so weit getrieben, als sie es wohl hätte seyn können. Wir haben in der That kein Stück, weder im Griechischen noch im Lateinischen, dessen Gegenstand unmittelbar das Frauenzimmer sey. Aristophanes führt zwar oft genug Weibsbilder auf, allein nur immer als Nebenrollen, welche keinen Antheil an dem Lächerlichen haben; und auch alsdenn, wenn er ihnen die ersten Rollen giebt, wie zum Exempel in den **Rednerinnen**, fällt dennoch die Critik auf die Manns-

personen zurück, welche den wahren Gegenstand seines Gedichts ausmachen.

Plautus und Terenz haben uns nichts als das schändliche und feile Leben der griechischen Buhlerinnen vorgestellt. Diese häßlichen Schilderungen können uns keinen richtigen Begrif von der häuslichen Aufführung des römischen Frauenzimmers machen; und unsre Neugierde wird beständig ein für die Critik so weitläuftiges und fruchtbares Feld vermissen. Die Neuern, welche glücklicher (oder soll ich vielmehr sagen, verwegener?) waren, haben sich die Sitten des andern Geschlechts besser zu Nutze gemacht, und ihnen haben wir es zu danken, daß es nunmehr nicht anders, als auf gemeine Unkosten lachen kann.

Das Jahrhundert des Augustus, welches fast alle Arten zur Vollkommenheit brachte, ließ dem Jahrhunderte Ludewigs des XIV. die Ehre, die komische Dichtkunst bis dahin zu bringen. Da aber die Ausbreitung des Geschmacks nur allmälich geschieht, so haben wir vorher tausend Irrthümer erschöpfen müssen, ehe wir auf den bestimmten Punkt gelangt sind, auf welchen die Kunst eigentlich kommen muß. Als unbehutsame Nachahmer des Spanischen Genies, suchten unsre Väter in der Religion den Stof zu ihren verwegenen Ergötzungen; ihre unüberlegte Andacht unterstand sich, die allerverehrungswürdigsten Geheimnisse zu spielen, und

scheute sich nicht, eine ungeheure Vermischung von Frömmigkeit, Ausschweifungen und Possen auf die öffentlichen Bühnen zu bringen.

Hierauf bemächtigte sich, zufolge einer sehr widersinnigen Abwechselung, der Geschmack an verliebten Abentheuern unsrer Scene. Man sahe nichts als Romane, die aus einer Menge Liebshändel zusammen gesetzt waren, sich auf derselben verwirren und zum Erstauuen entwickeln. Alle das Fabelhafte und Unglaubliche der irrenden Ritterschaft, die Zweykämpfe und Entführungen schlichen sich in unsre Lustspiele ein; das Herz ward dadurch gefährlich angegriffen, und die Frömmigkeit hatte Ursache darüber unwillig zu werden.

Endlich erschien **Corneille**, welcher dazu bestimmt war, die eine Scene sowohl, als die andre berühmt zu machen. **Melite** brachte eine neue Art von Komödie hervor; und dieses Stück welches uns jetzt so schwach und fehlerhaft scheint, stellte unsern erstaunten Voraltern Schönheiten dar, von welchen man ganz und gar nichts wußte.

Unterdessen muß man doch erst von dem **Lügner** die Epoche der guten Komödie rechnen. Der grosse **Corneille**, welcher den Stof dazu aus einem spanischen Poeten zog, leistete damit dem französischen Theater den allerwichtigsten Dienst. Er eröfneten seinen Nachfolgern den Weg, durch einfache Verwicklungen zu gefallen,

gefallen, und lehrte die sinnreiche Art, sie unsern Sitten gemäß einzurichten.

Von dem **Lügner** muß man so gleich auf den **Moliere** kommen, um die französische Scene auf ihrer Staffel der Vollkommenheit zu finden. Diesem bewundernswürdigen Schriftsteller haben wir die siegenden Einfälle zu danken, welche unsere Lustspiele auf alle Europäische Bühnen gebracht haben, und uns einen so besondern Vorzug vor den Griechen und Römern geben.

Nunmehr sahe man alle Schönheiten der Kunst und des Genies in unsern Gedichten verbunden: eine vernünftige Oekonomie in der Eintheilung der Fabel und dem Fortgange der Handlung; fein angebrachte Zwischenfälle, die Aufmerksamkeit des Zuschauers anzufeuren; ausgeführte Charaktere, die mit Nebenpersonen in eine sinnreiche **Abstechung** * gebracht waren, um den Originalen desto mehr Vorsprung zu geben. Die Laster des Herzens wurden der Gegenstand des hohen Komischen, welches dem Alterthume, und, vor Molieren, allen Völkern Euro-

* Durch dieses Wort habe ich das Französische Contraste übersetzen wollen. Wer es besser zu übersetzen weis, wird mir einen Gefallen thun, wann er mich es lehret. Nur daß er nicht glaubt, es sey durch Gegensatz zu geben. Ich habe Abstechung deswegen gewählt, weil es von den Farben hergenommen, und also eben so wohl ein mahlerisches Kunstwort ist, als das französische. Ueb.

Europens unbekannt war, und eine neue erhabne Art ausmacht, deren Reitze nach Maßgebung des Umfanges und der Zärtlichkeit der Gemüther empfunden werden. Endlich so sahe man auch, in der von den Alten nachgeahmten Gattung, eine auf die Sitten und Handlungen des bürgerlichen und gemeinen Lebens sich beziehende Beurtheilung; das Lustige und Spaßhafte wurde aus dem Innersten der Sache selbst genommen, und weniger durch die Worte als durch die wahrhaftig komischen Stellungen der Spiele ausgedrückt.

Bey Erblickung dieses edeln Fluges konnte man natürlicher Weise nicht anders denken, als daß die Komödie auf diesem Grade der Vortreflichkeit, welchen sie endlich erlangt hatte, stehen bleiben, und daß man wenigstens alle Mühe anwenden würde, nicht aus der Art zu schlagen. Allein, wo sind die Gesetze, die Gewohnheiten, die Vergleiche, welche dem Eigensinne der Neuigkeit widerstehen, und den Geschmack dieser gebiethrischen Göttin festsetzen könnten? Das Ansehen des **Moliere**, und noch mehr, die Empfindung des Wahren, nöthigten zwar einigermassen verschiedne von seinen Nachfolgern, in seine Fußtapfen zu treten, und lassen ihn auch noch jetzt berühmte Schüler finden. Doch der größte Theil unsrer Verfasser, und selbst diejenigen, welchen die Natur die meisten Gaben ertheilet hat, glauben, daß sie ein

so nützliches Muster verlassen können, und bestreben sich um die Wette, einen Namen zu erlangen, den sie, weder der Nachahmung der Alten noch der Neuern, zu danken hätten.

Ich will unter der Menge von Neuigkeiten, die sie auf unsre Scene gebracht haben, nichts von jenen besondern Komödien sagen, worinne man Wesen der Einbildung zur wirklichen Person gemacht und sie anstatt dieser gebraucht hat: es ist dieses ein feyenmäßiger Geschmack, und nur die Oper hat das Recht sich ihn zuzueignen. Auch von jenen Komödien will ich nichts gedenken, worinne die spitzige Lebhaftigkeit des Gesprächs anstatt der Verwicklung und Handlung dienen muß; man hat sie für nichts als für feine Zergliederungen der Empfindungen des Herzens, und für ein Zusammengesetztes aus Einfällen und Strahlen der Einbildungskraft anzusehen, welches geschickter ist, einen Roman glänzend zu machen, als ein dramatisches Gedicht mit seinen wahren Zierrathen auszuputzen. Ich will mich vorjezo blos auf diejenige neue Gattung des Komischen einschränken, welcher der Abt Desfontaines den Zunahmen der **Weinerlichen** gab, und für die man in der That schwerlich eine anständigere und gemäßere Benennung finden wird. (1)

Damit

(1) Ich gestehe es, nichts ist lächerlicher, als über Namen zu streiten; es ist aber auch eben so lächer-

Damit man mir aber nicht ein Unding zu bestreiten, Schuld geben könne, so muß ich hier die Maximen eines Apologisten der **Melanide**,* dieser mit Recht so berühmten Komödie, von welcher ich noch oft in der Folge zu reden Gelegenheit finden werde, einrücken. „Warum wollte man, sagt er, „einem Verfasser verwehren, in eben demselben „Werke das Feinste, was das Lustspiel hat, mit „dem Rührendsten, was das Trauerspiel darbie„then kann, zu verbinden. Es tadle diese Ver„mischung wer da will; ich, für mein Theil, „bin sehr wohl damit zufrieden. Die Verän„derungen sogar in den Ergötzungen lieben, ist „der Geschmack der Natur = = = Man geht von „einem Vergnügen zu dem andern über; bald „lacht man, und bald weinet man. Diese „Gattung von Schauspielen, wenn man will, „ist neu; allein sie hat den Beyfall der Ver„nunft und der Natur, das Ansehen des schö„nen Geschlechts und die Zufriedenheit des Pu„blicums für sich.

Von

cherlich, einen bekannten und bestimmten Namen einer Sache beyzulegen, der er nicht zukömmt. Der Name einer Komödie kömmt dem weinerlich Komischen nicht besser zu, als der Name eines Epischen Gedichts den Abentheuern des Dom Quichott zukömmt = = Wie soll man also diese neue Gattung bezeichnen? Eine in Gespräche gebrachte pathetische Declamation, die durch eine romanenhafte Verwicklung zusammen gehalten wird ꝛc. Man sehe Principes pour lire les Poetes im 2ten Theile.

* Lettres sur Melanide. Paris, 1741.

Von dieser Art sind die gefährlichen Maximen, gegen die ich mich zu setzen wage; denn man merke wohl, daß ich von einer aufrichtigen Bewunderung des Genies der Verfasser durchdrungen bin, und niemals etwas anders als den Geschmack ihrer Werke, oder vielmehr **das weinerlich Komische überhaupt genommen**, angreiffe. Ich habe mir beständig die Freyheit vorbehalten, den liebenswürdigen Dichtern tausend Lobsprüche zu ertheilen, die uns durch sehr wirkliche Schönheiten der Ausführung, durch die Entdeckung verschiedner wahren und sich ausnehmenden Schilderungen und Charaktere, durch die blendende Neuigkeit ihrer Farbenmischung, oft dasjenige zu verbergen wußten, was an dem Wesentlichen ihrer Fabel etwa nichtig oder fehlerhaft seyn konnte. Das Genie des Verfassers strahlet allezeit durch, und kann ihm, ohngeachtet der Fehler seines Werks, ein gerechtes Lob erwerben: allein die Fehler seines Werks strahlen gleichfalls durch, und können, Troz den Bezaubrungen, die das Genie des Werkmeisters angebracht hat, mit Grund getadelt werden.

Nachdem ich also den hochachtungswürdigen Gaben der Künstler in dieser neuen Gattung, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so laßt uns ohne Furcht den Geschmack ihrer Stücke untersuchen, und gleich Anfangs sehen, ob ihnen das Alterthum Beyspiele darbiethe, die sie uns

zur Rechtfertigung ihrer Wahl entgegensetzen können.

Aus dem leichten Entwurfe, den wir eben jetzt betrachtet haben, ist es klar und deutlich, daß ihnen das griechische Theater keine Idee, die mit dem weinerlich Komischen analogisch wäre, geben konnte. Die Stücke des Aristophanes sind eigentlich fast nichts, als satyrische Gespräche; und aus den Fragmenten des Menanders erhellet, daß auch dieser Dichter bloß die Farben des Lächerlichen, oder derjenigen allgemeinen Critik gebraucht habe, welche mehr den Witz erfreuet, als das Gemüthe angreift.

Die Art und Weise des lateinischen Theaters ist eben so wenig für sie. * Es ist ganz und gar nicht die Weichmachung der Herzen, die Plautus zum Gegenstand seiner Lustspiele gewählt hat. Keine einzige von seinen Fabeln, kein einziger von seinen Zwischenfällen, kein einziger von seinen Charaktern ist dazu bestimmt, daß wir Thränen darüber vergiessen sollen. Es ist wahr, daß man bey dem Terenz einige rührende Scenen findet; zum Exempel diejenigen, wo Pamphilus seine zärtliche Unruhe für die Glycerium, die er verführt hatte, ausdrückt: allein die Stellung eines jungen verliebten Menschen

* Man redet hier von dem lateinischen Theater bloß nach Beziehung auf die zwey Schriftsteller, die uns davon übrig sind.

schen, der von der Ehre und von der Leidenschaft gleich stark getrieben wird, hat ganz und gar keine Aehnlichkeit mit den Stellungen unsrer neuen Originale. Terenz findet unter der Hand bewegliche Stellungen, dergleichen die Liebe beständig hervorbringt; und er drückt sie auch mit demjenigen Feuer und mit derjenigen ungekünstelten Einfalt aus, welche die Natur so wohl treffen, und auf einen gewissen Punkt fest stellen. Ist aber dieses der Geschmack der neuen Schauspielschreiber? Sie wählen, mit allem Bedacht, eine traurige Handlung, und durch eine natürliche Folge sind sie hernach verbunden, ihren vornehmsten Personen einen klagenden Ton zu geben, und das Komische für die Nebenrollen aufzubehalten. Die Zwischenfälle entstehen blos um neue Thränen vergiessen zu lassen, und man geht endlich aus dem komischen Schauspiele mit einem von Schmerz eben so beklemmten Herze, als ob man die Medea oder den Thyest hätte aufführen sehen.

Bey den Alten also können die Urheber der neuen Gattung ihre klägliche Weise nicht gelernt haben; und ihr Sieg würde nicht lange ungewiß bleiben, wenn er von ihren Beyspielen abhinge, oder auch nur von den Beyspielen der französischen Dichter, welche bis zu Anfange dieses Jahrhunderts auf unserm Theater geglänzt haben. Der Zusammenfluß so vieler wichtigen Exempel könnte ohne Zweifel eine siegen-

gende Ueberzeugung verursachen; gleichwohl aber will ich diesem Vortheile auf einen Augenblick entsagen, und untersuchen, ob diese neue mit komischen und kläglichen Zügen vermischten Accente genau aus der Natur hergehohlet sind. Ich räume es ein, daß der widrige Gebrauch, dem man zwanzig Jahrhunderte hindurch gefolgt ist, die Vernunft nicht aus ihrem Rechte verdringen kann, und daß ein von ihm geheiligter Irrthum, deswegen nicht aufhöre ein Irrthum zu seyn. Ich gebe meinen Gegnern folglich alle mögliche Beqvemlichkeit, und sie können, ohne ungerecht zu seyn, mehr Höflichkeit und Uneigennützigkeit von mir nicht fordern.

Nach den verschiednen Rührungen des Herzens entweder lachen oder weinen, sind, ohne Zweifel, natürliche Empfindungen: allein in eben demselben Augenblicke lachen und weinen, und jenes in der einen Scene fortsetzen, wenn man in der andern dieses thun soll, das ist ganz und gar nicht nach der Natur. Dieser schleinige Uebergang von der Freude zur Betrübniß, und von der Betrübniß zur Freude, setzet die Seele in Zwang und verursacht ihr unangenehme und gewaltsame Bewegungen. *

* Es ist nicht der Körper, welcher in dem Schauspiele lacht oder weinet; es ist die Seele, die von den Eindrücken, die man auf sie macht, gerühret wird. Wann sie, durch das Pathetische bewegt, und durch das Komische erfreut wird, so ist sie zu gleicher

Damit man diese Wahrheit in aller seiner Stärke empfinde, so wird man mir erlauben, ein verhaßtes Exempel anzuführen: denn wenn man nicht überreden kann, so muß man zu überzeugen suchen. In dem ungeheuren Lustspiele **Samson**, reißt dieser von einem muthigen Eifer erfüllte Held, nachdem er das höchste Wesen angerufen, die Thore des Gefängnisses ein, und trägt sie auf seinen Schultern fort. Den Augenblick darauf erscheint Harlequin und bringt einen Kalekutschhahn, und schüttet sich in komischen Possen aus, die eben so kriechend sind, als die Empfindungen des Helden edel und großmüthig zu seyn geschienen hatte. Ich bitte, was kann man wohl zu einer **Abstechung** sagen, die auf einmal zwey so widrige Stellungen zeiget, und zwey so widersprechende Bewegungen verursachet? Kann man noch zweifeln, daß Vernunft und Anständigkeit ihr gleich sehr zuwider sind? Kann man verhindern, daß nicht eine Art von Verdruß gegen den Zusammenlauf nichtswürdiger Zuschauer, welche solche widerwärtige Ungereimtheiten bewundern können, in uns entstehen sollte?

Ueber

cher Zeit ein Raub zweyer gegenseitigen Bewegungen = = Wie erstaunlich ist es für den menschlichen Geist, so schleinig und ohne Vorbereitung, von dem Tragischen auf das Komische über zu gehen, und von einer zärtlichen Erkennung, auf die Schäckereyen eines Mädchens und eines Petitmaiters ꝛc. Principes, eben daselbst.

Ueber eine so närrische Vermischung läßt man ohne Zweifel die Verdammung ergehen: allein es giebt eine minder merkliche, welche eine edlere Wendung hat, und diese ist es, der man wohl will, und zu deren Vertheidigung man bis zu den ersten Grundsätzen zurück geht.

Derjenige, sagt man, der das Schauspiel einer Komödie zuerst aufführte, konnte nach keinem Muster arbeiten; er machte sich einen Plan nach seiner Einsicht, und das neue Werk bekam folglich seine Natur und seine Eigenschaften aus dem Innersten seiner Begriffe. Die, welche nachfolgten, glaubten eben so wohl ein Recht zum Erfinden zu haben; unter ihren Händen bekam die Komödie eine neue Form, welche gleichfalls der Veränderung unterworfen war. Diese Veränderungen wurden nicht als Neuerungen ausgeschrien; man hatte es sich noch nicht in Sinn kommen lassen, daß es nicht erlaubt sey, Aenderungen zu machen, und die Hirngeburth eines Verfassers anders zu bearbeiten, deren Natur ziemlich willkührlich seyn muß. Denn kurz, setzt man hinzu, das Wesen der Komödie, es mag nun bestehen worinne es will, kann doch nimmermehr so unwandelbar festgesetzt seyn, als es das Wesen der geometrischen Wahrheiten ist; und hieraus schließt man endlich, daß es unsern Neuern erlaubt seyn müsse, die alte Einrichtung des komischen Gedichts zu ändern. Das Beyspiel ihrer Vorgänger mun-

tert sie dazu auf, und die Natur der Sache erlaubt es.

So übertäubend als dieser Einwurf zu seyn scheinet, so braucht es, ihn übern Haufen zu stossen, doch weiter nichts, als daß man die Grundsätze desselben zugiebt, und die daraus gemachte Folgerung leugnet. Es ist wahr, daß alle Geburthen des Genies, so zu reden, ihr Tappen haben, bis sie zu ihrer Vollkommenheit gelangt sind; allein, es ist auch eben so gewiß, daß verschiedne von denselben, sie schon erreicht haben, als das epische Gedichte, die Ode, die Beredsamheit und die Historie. Homer, Pindarus, Demosthenes und Thucydides sind die Lehrmeister des Virgils, des Horaz, des Cicero und des Livius gewesen. Das vereinigte Ansehen dieser grossen Männer ist zum Gesetze geworden; und dieses Gesetz haben hernach alle Nationen angenommen, und die Vollkommenheit einzig und allein an die genaue Nachahmung dieser alten Muster gebunden. Wenn es also nun wahr ist, daß das Wesen dieser verschiednen Werke so unveränderlich festgestellet ist, als es nur immer durch die aller verehrungswürdigsten Beyspiele festgestellet werden kann; aus was für einer besondern Ursache sollte es denn nur vergönnet seyn, das Wesen der Komödie zu ändern, welches durch die allgemeine Billigung nicht minder geheiliget ist.

Und

Und man glaube nur nicht, daß diese durchgängige Uebereinstimmung schwer zu beweisen sey. Man nehme den Aristophanes, Plautus und Terenz; man durchlaufe das englische Theater und die guten Stücke des Italiänischen; man besinne sich hernach auf den Moliere und Regnard und verbinde diese thätlichen Beweise mit den Entscheidungen der dramatischen Gesetzgeber, des Aristoteles, des Horaz, des Despreaux, des P. Rapins, so wird man die einen sowohl, als die andern, dem System des kläglich Komischen gänzlich zuwider finden. Zwar wird man die nothwendigen Verschiedenheiten zwischen den Sitten und dem Genie der Dichter eines jeden Volks bemerken; zwar wird man, nach Beschaffenheit der Gegenstände, in den Stücken, welche die Laster des Herzens angreifen, einen nothwendig ernsthaften Ton antreffen, so wie man in denen, welche mit den Ungereimtheiten des Verstandes zu thun haben, eine Vermischung des Scherzes und des Ernstes, und in denen, welche nur das Lächerliche schildern sollen, nichts als komische Züge und Wendungen finden wird; zwar wird man sehen, daß die Kunst eben nicht verbunden ist, uns zum Lachen zu bewegen, und daß sie sich oft begnügt, uns weiter nicht als auf diejenige innere Empfindung, welche die Seele erweitert, zu bringen, ohne uns zu den unmäßigen Bewegungen zu treiben, welche laut ausbrechen:

aber jenen traurigen und kläglichen Ton, jenes romanenhafte Gewinsle, welches vor unsern Augen der Abgott des Frauenzimmers und der jungen Leute geworden ist, wird man ganz und gar nicht gewahr werden. Mit einem Worte, diese Untersuchung wird uns überzeugen, daß es wider die Natur der komischen Gattung ist, uns unsre Fehler beweinen zu lassen, es mögen auch noch so häßliche Laster geschildert werden; daß Thalia, so zu reden, auf ihrer Maske keine andre Thränen, als Thränen der Freude und der Liebe duldet; und daß diejenigen, welche sie quasi-tragische Thränen wollen vergiessen lassen, sich nur eine andre Gottheit für ihre Opfer suchen können.

Der Einwurf also, den man aus der willkührlichen Natur der Komödie hergenommen, scheint mir hinlänglich widerlegt zu seyn; weil alles, was die vornehmste Wirkung, die ein Werk hervorbringen soll, vernichtet, ein wesentlicher Fehler ist. Wollte man gleichwohl noch darauf dringen, daß die Komödie natürlicher Weise mehr, als irgend eine andre Geburth des Genies, dem Geschmacke des Jahrhunderts, in welchem man schreibt, unterworfen sey, und daß man diesem Geschmacke also folgen müssen, wenn man darinne glücklich seyn wolle; so nehme ich diese Maximen ganz gerne an: allein was kann daraus zur Ehre des weinerlich Komischen fliessen?

sen? Weit gefehlt, daß der allgemeine Geschmack sich dafür erkläre; wenigstens sind die Stimmen getheilt. Es giebt ein auserwähltes Häufchen Zuschauer, bey welchen das heilige Feuer der Wahrheit gleichsam niedergelegt worden, und dessen sichrer und unveränderlicher Geschmack sich niemals unter die Tyranney der Mode geschmiegt, noch diesen Götzen weniger Tage angebethet hat.

Diesem erleuchteten Theile des Publicums hat man es zu danken, daß sich noch in allen Gattungen jene ausgesuchte Empfindung der Natur und jener vollkommene Geschmack erhält, der, indem er wider die Blendungen gefährlicher Neuigkeiten eifert, zugleich den wirklich nützlichen Erfindungen ihren wahren Werth zu bestimmen weis. Er ist eben so einfach, als die Wahrheit selbst; oder wenn man lieber dem Lehrgebäude des französischen Odendichters * folgen will, so giebt es nur einen gedoppelten, deren Züge hier zu entwerfen nicht undienlich seyn wird, damit man den Unterscheid ihrer Charaktere desto besser empfinde.

* Der Verfasser zielt hier auf eine Stelle in des Rousseau Briefe an Thalien. Sie ist so trocken schön, daß ich sie nicht zu übersetzen wage. Wenn ich mich nicht irre, so ist es eben die, welche der Herr von Voltaire an einem Orte sehr scharf getadelt hat. Man sehe, ob Rousseau mehr darinne sagt als, daß es mit dem Geschmacke eine kutzliche Sache

Der erste giebt sich mit den Lastern ab, welche verächtlich machen, und mit den Ungereimtheiten, durch die man lächerlich wird: er belebt seine Bilder mit lachenden und satyrischen Zügen; er will, daß sich jeder in seinen Gemählden erkennen, und über seine eigne Abschilderungen eben so boshaft lachen solle, als ob alles auf Kosten seines Nächsten gehe. Der andere hingegen greift nur gewisse Fehler an, oder besser zu reden, er greift ganz und gar keine an: er sucht mühsam nichts, als traurige und außerordentliche Stellungen, und mahlt sie mit den allerdunkelsten Farben. Der eine erfreut das Herz und vergnügt den Geist, durch ein lebhaftes und sich ausnehmendes Spiel, welches allen Verdruß verjagt; der andere stürzt uns durch einen traurigen Ton wieder hinein, und giebt sich alle Mühe eure Seele durch gehäufte Erzehlungen von Unglücksfällen zu betrüben. Nun wage man es, den Vorzug zu entscheiden, oder leugne die Wahrheit dieser Charaktere.

Meine

Sache sey, und daß er nothwendig entweder gut oder schlecht seyn müsse.

Tout institut, tout art, toute police
Subordonnée au pouvoir du caprice,
Doit être aussi consequemment pour tous
Subordonnée à nos differens gouts
Mais de ces gouts la dissemblence extreme,
A le bien prendre, est un foible probleme;
Et quoi qu'on dise, on n'en sauroit jamais
Compter que deux; l'un bon, l'autre mauvais &c.

Ueb.

Meine Gegner werden nunmehr unter ihren Einwürfen wählen müssen; denn ob man schon, durch die Beantwortung aller und jeder, die Materie ergründen würde, so muß ich mich doch, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit nur auf die scheinbarsten einschränken.

„Die Komödie ist das Bild der Handlun„gen des gemeinen Lebens, oder, wenn man „lieber will, der gewöhnlichen Laster oder Tu„genden, die den Zirkel desselben erfüllen. In „der Schilderung so wohl der guten, als schlech„ten Eigenschaften, bestehet daher ihre wesent„liche Beschaffenheit. Das Portrait der Men„schen mit Genauigkeit entwerfen, ihre Gemüths„neigungen und Gesinnungen auf das deutlichste „ausdrücken, und diese Gemählde zum Vor„theile der Sitten anwenden; das heißt, auf ein„mal die grossen Gegenstände der Kunst und des „Künstlers fassen.

Obschon diese Grundsätze, überhaupt betrachtet, wahr sind, so können sie doch nicht anders, als auf eine ganz indirecte Weise, auf die komische Dichtkunst angewendet werden. Die Menschen mahlen, und ihre Gemüthsarten mit Genauigkeit ausdrücken, ist ein Zweck, den auch die la Rochefoucaults und die la Bruyere mit ihr gemein haben, die uns zwar Gemählde von Lastern und Tugenden überhaupt, niemals aber dramatische Gedichte haben liefern wollen. Die Schilderungen der guten und bösen

sen Eigenschaften macht also nicht an und für sich selbst das Wesen der Komödie aus; die Wahl und die Mischung der Farben, die Stellung und der Ausdruck der Personen, diese sind es, die ihr vornehmlich Namen, Form und Wesen ertheilt haben.

Man muß daher den Gegenstand der Kunst und die Pflicht des Künstlers wohl unterscheiden. Der erstre ist durch den Tadel des Lasters und durch die Anpreisung der Tugend genugsam erfüllet. Der andern aber ein Genüge zu thun, muß der Poet sich nothwendig solcher Farben bedienen, welche sowohl den allgemeinen Lastern, dergleichen die Leidenschaften sind, die ihren Ursprung aus dem Herzen haben, als den besondern Lächerlichkeiten, dergleichen die thörigten Moden sind, die ihre Quelle in dem Verstande haben, eigenthümlich zukommen. Ferner muß er dazu eine anständige Handlung erwählen; er muß sie so einzurichten wissen, daß sie die vortheilhaftesten Wirkungen hervorbringen kann; und muß überall Moral, vermittelst der spielenden Personen, mit einstreuen, welche Vernunft und Erfahrung zu dieser Absicht einmüthig bestimmt zu haben scheinen.

Nun ist es aber ganz und gar keine Frage, ob diese Moral aus dem Helden des Stücks fliessen soll, oder ob sie vielmehr der Gegenstand aller Züge des Tadels und des Scherzes seyn soll. Die neue Gattung scheint die erstre

Methode

Methode angenommen zu haben: allein sowohl die Grundsätze als die Beyspiele sind gleich stark darwieder. Nach den Grundsätzen ist die Komödie bestimmt, uns mehr Laster und Ungereimtheiten, die wir vermeiden, als Tugenden, die wir nachahmen sollen, vorzustellen; und nach den Beyspielen, kömmt es den Nebenpersonen zu, die Maximen der Weisheit anzubringen. So hat **Moliere** dem Freunde des Misanthropens, dem Schwager des Orgons, dem Bruder des Sganarelle ꝛc. die Sorge aufgetragen, uns die Grundsätze der Tugenden vorzulegen, die er zu dem Gegenstande unsrer Nachahmung machen wollte; seine Originale aber hat er mit allen Zügen der Satyre, des Tadels und des Lächerlichen überhäuft, von welchen er glaubte, daß sie sowohl zu unserm Ergötzen, als zu unserm Unterrichte dienen könnten.

Aus dem, was ich jezt gesagt, folgt unwidersprechlich, daß das Original einer wahren Komödie keine gänzlich tugendhafte Person seyn könne, wie es die Originale der neuen Gattung sind, und daß dieses ein eingewurzelter Uebelstand ist, vor dem uns alle Schönheiten der Ausführung niemals gänzlich die Augen verblenden können. Vergebens wirft man ein, daß die satyrischen Züge, womit man die Originale überhäuft, nicht mehr zum Zwecke treffen; und daß sie unsre Eigenliebe auf andre uns

umge-

umgebende Gegenstände abzuwenden wisse. * Umsonst wird man uns zu überreden suchen, daß die neuen komischen Dichter eben darum desto mehr Lob verdienten, weil sie anstatt der lasterhaften Charaktere lauter Personen, die voller Empfindungen der Ehre wären, eingeführet hätten; daß wir tugendhaften Maximen unser Herz von selbst aufschlössen, und sie mit Vergnügen uns einflössen liessen, wenn man nur ein wenig uns auf der rechten Seite zu fassen wüßte. Alle diese Gründe sind verfänglicher als wahr; blendender als gründlich. Lasset sie uns einmal aus ihren Wirkungen beurtheilen, denn diese sind sichrer, als alle Vernünfteley.

Was hat denn nun jene leichte und hochmüthige Auskrahmung schöner und grosser Gesinnungen den Sitten genützt? Was für Wirkungen hat denn jene glänzende Moral auf unsre Herzen und auf unsern Verstand gehabt? Eine unfruchtbare Bewunderung, eine Blendung auf wenige Augenblicke, eine überhingehende Bewegung, welche ganz unfähig ist, uns in uns selbst gehen zu lassen. So viele auf das allerfeinste vorbereitete Sittensprüche, so viel zierlich ausgekrahmte Vorschriften sind für die Zuschauer völlig in Wind gesagt. Man bewundert **Melaniden**, und betauert sie: allein ihr unaufhörlich kläglicher Ton, und die Erzehlung ihrer romanhaften Zufälle, machen auf uns keinen

* Lettre sur Melanide.

keinen nützlichen Eindruck, weil sie mit der Stellung, worinne wir uns befinden, ganz und gar keine Gemeinschaft haben. Das Schicksal der Aufseherin bewegt und rühret uns, allein ihre ganz besondern Umstände haben mit den unsrigen gar nichts gemein. (1) Wir treffen in uns selbst nichts an, was wir mit den Abentheuern in Vergleichung bringen können, die blos unter die möglichen Dinge gehören, und also gar nicht für uns gemacht zu seyn scheinen. Man wird, wenn man es ja gestehen muß, bey dem Anblicke so sinnreicher Gemählde, ergriffen, durchdrungen, bewegt; allein man fühlet für uns selbst, in diesem Zusammenflusse von Begebenheiten, mit welchen der ordentliche Lauf menschlicher Dinge uns gewiß verschonen wird, weder Reue, noch Scham, noch Furcht.

Ganz anders ist es mit den Schilderungen bewandt, welche der Dichter von den Lastern und von dem Lächerlichen macht; sie finden bey uns

(1) Der Stoff einer Komödie muß aus den gewöhnlichen Begebenheiten genommen seyn; und ihre Personen müssen, von allen Seiten, mit dem Volke, für das sie gemacht wird, eine Aehnlichkeit haben. Sie hat nicht nöthig, diese ihre Personen auf ein Fußgestelle zu erhöhen, weil ihr vornehmster Entzweck eben nicht ist, Bewundrung für sie zu erwecken, damit man sie desto leichter beklagen könne; sie will aufs höchste, durch die verdrußlichen Zufälle, die ihnen begegnen, uns für sie ein wenig unruhig machen. **Dubos kritische Betrachtungen Th. II. S. 225.**

uns allen Statt, und auch der vollkommenste Mensch trägt sowohl in seinem Verstande, als in seinem Herzen beständig den Saamen gewisser Ungereimtheiten und gewisser Fehler, welche sich bey Gelegenheit entwickeln. Wir finden uns also in dem Gemählde solcher mit der Menschheit verbundenen Schwachheiten getroffen, und sehen darinne was wir sind, oder wenigstens seyn können. Dieses Bild, welches zu dem unsrigen wird, ist eines von den einnehmendsten Gegenständen, und erleuchtet unsre Seelen mit gewissen Lichtstrahlen, die desto heilsamer sind, je fähiger ihre Ursache, die Furcht vor der Schande und dem Lächerlichen, zu seyn pflegt, uns zu heilsamen Entschliessungen zu bewegen. So ward der stolze und unversöhnliche Hauffe der Heuchler durch das Gemählde von den Lastern des **scheinheiligen Betriegers** zu Boden geschlagen. Tausend Schuldige wurden in Harnisch gejagt, und beklagten sich mit so viel grösserer Bitterkeit, je empfindlicher sie waren getroffen worden. Bey den Vorstellungen des **George Dandins** lassen auch die verhärtesten Ehemänner auf ihren Gesichtern die Bewegung spüren, die sie alsdenn empfinden, wenn ihre Umstände mit den Umständen des Originals allzusehr übereinstimmen; diese Uebereinstimmungen sind nicht selten, ob sie schon durch den Mangel der Bildung oder des Genies, durch den Geschmack an Veränderungen und den Eigensinn, so vielfältig

fältig gemacht werden, als sie es durch die Verschiedenheit der Geburth sind. Die ohne Unterlaß wieder jung werdenden Schilderungen der **Diafoiren** haben vielleicht nicht wenig dazu beygetragen, daß die Aerzte ihren blinden Eigensinn für die alte Methode verlassen haben, ohne daß sie eben zu jenen kühnen Versuchen wären gereizt worden, von welchen man schalkhaft genug vorgiebt, daß wir dann und wann derselben Opfer seyn müßten. Und wem ist endlich unbekannt, daß die muntern und beissenden Züge der **gelehrten Weiber** und der **kostbar Lächerlichen**, auf das plötzlichste das schöne Geschlecht von diesen zwey Unsinnigkeiten abgebracht haben?

Ich gebe zu, daß andre Charaktere, welche eben sowohl getroffen waren, keine so merkliche Wirkungen gehabt haben. Der **eingebildete Kranke** hat nicht alle Orgons von ihren Dünsten befreyet; es sind nicht alle **Menschenfeinde** geselschaftlicher, noch alle **Grafen von Tufiere** bescheidner geworden. Allein was ist der Grund davon? Er ist dieser; weil die Fehler von dieser Art das rechtschafne Wesen nicht angreifen, und weil man so gar in der Welt Leute antrift, die sich eine Ehre daraus machen. Zärtliche Leibesbeschaffenheiten setzen gemeiniglich zärtliche Seelen voraus. Eine strenge und unwillige Gemüthsart ist fast immer mit viel Rechtschaffenheit verbunden; der Her-

zog von Mantausier hielt es nicht für seiner unwürdig, ein Menschenfeind zu seyn. Und ein gewisser Stolz endlich, entstehet nicht selten aus einer vernünftigen Empfindung seiner eignen übersehenden Größe. Das Vorurtheil ringet bey solchen Gelegenheiten glücklich mit den Spöttereyen des Tadels, da es Gegentheils gegen die komische Schilderung eines Lasters des Herzens, oder eine Lächerlichkeit im gesellschaftlichen Leben, oder einer Ungereimtheit des Verstandes, gewiß nicht bestehen wird. Der Gegenstand der beschämenden Bemerckungen der Zuschauer, will man durchaus nicht seyn, es koste auch, was es wolle; und wenn man sich auch nicht wirklich bessert, so ist man doch gezwungen sich zu verstellen, damit man öffentlich weder für lächerlich noch für verächtlich gehalten werde.

Und so wären wir denn endlich auf die lezte Ausflucht gebracht, welche über alle Beyspiele und Gründe sieget. Diese neue komische Gattung, sagt man, gefällt; * das ist genug, und die Regeln thun dabey nichts.

Man berufe sich nicht zur Bestätigung dieser zu allgemeinen und eben deswegen gefährlichen Maxime auf den Einfall Sr. Hoheit des Prinzen über die regelmäßige aber verdrüßliche Tragödie des Abts von Aubignac. Die Anwendung der Regeln verursachte den Fall dieses Stücks gar nicht; sondern die schlechte Colorite seines Pinsels

* S. den Prolog des Lustspiels Liebe für Liebe.

fels schlug es nieder. Doch weil ich mir vorgenommen habe meinen Gegnern nur solche Gründe entgegen zu setzen, von welchen ich selbst überzeugt bin, so will ich es ihnen vorläufig einräumen, daß das kläglich Komische große Bewegungen und oft angenehme Empfindungen verursache. Allein, wenn ich auf einen Augenblick die ganze Frage dahinaus lauffen lasse, bey welcher Gattung das größere Vergnügen anzutreffen seyn, so behaupte ich, daß jene neuere uns kein so mannichfaltiges und natürliches Vergnügen verschaffen könne, als die Gattung welche in dem Jahrhunderte des **Moliere** herrschte.

Zuerst findet man in den weinerlichen Komödien alle die rührungslosen leeren Plätze, die man bey Lesung eines Romans findet. Sie sind eben so wie diese mit erzwungnen Verwicklungen, mit ausserordentlichen Stellungen, mit übertriebenen Charakteren angefüllt, welche oft wahrer als wahrscheinlich sind; und wenn sie in unsrer Seele jene, nichts weniger als willkührliche, Bewegungen verursachen, die sie auf einige Augenblicke bezaubern, so kömmt es daher, weil wir bey dem Anblicke auch der erdichtesten Gegenstände gerührt werden, wenn sie nur mit Kunst geschildert sind. Allein man merke wohl, daß die Rührungen weder so einnehmend sind, noch eben dieselbe Dauer und eben denselben Charakter der Wahrheit haben, welchen die getreue

Nachahmung einer aus dem Innersten der Natur geschöpften Stellung hervorbringt.

In der That, wenn die dramatischen Erdichtungen uns um so viel lebhafter rühren, je näher sie der Wirklichkeit kommen, so müssen die Erdichtungen der neuen Gattung so viel schwächere Eindrücke machen, je entgegengesetzter sie der Wahrscheinlichkeit sind. Es ist ein Wunderwerk der Kunst nöthig gewesen, um uns die Abentheuer einer Frau annehmlich zu machen, die nach siebzehn Jahren einer heimlichen Vermählung und eines eingebildeten Gefängnisses, auf einmal sich aus dem Schooße ihrer Provinz aufmacht, und nach Paris kommt, einen untreuen Mann aufzusuchen, der sie, ob er sie schon alle Tage zu sehen bekommen könnte, doch nicht eher, als bey der Entwicklung findet. So und nicht anders ist der romanenhafte Grund beschaffen, auf welchen das Gebäude des weinerlich Komischen gemeiniglich aufgeführt ist, oder vielmehr nothwendig aufgeführt seyn muß; und diesen muß sich der Zuschauer gefallen lassen, wenn er anders Vergnügen daran finden will. Die Oper sezt bey weitem nicht so viel Triebfedern in Bewegung, um uns durch das Glänzende ihrer Auszierungen zu verblenden, als das kläglich Komische Täuschungen anwendet, um eine schmerzhaft angenehme Empfindung in uns zu erwecken.

Die

Die Eindrücke des Vergnügens, welche das wahre Komische hervorbringt, sind von einer ganz andern Beschaffenheit. Es geschiehet allezeit mit einem stets neuen Vergnügen, so oft wir jene von der Natur erkannte Schilderungen, dergleichen der Menschenfeind, der Geizige, der Stumme, der Spieler, der Mürrische, der Ruhmredige und andre sind, wieder vorstellen sehen, oder sie aufs neue lesen. Oder, wenn wir uns in kleine Stücke einlassen wollen, wird man es wohl jemals satt, die wahren komischen Auftritte zu sehen, zum Exempel die Auftritte des Horpagons mit der Euphrosine, des Valers mit dem Meister Jacob, des bürgerlichen Edelmanns mit seinem Mädchen und seinen verschiednen Lehrmeistern, die pedantische Zänckerey des Trissotins und des Vadius; oder auch in einer höhern Art, das feine und sinnreiche Gespräch des Merkurs mit der Nacht, die verleumdrische Unterredung der Cölimene mit dem Marquis und ihre sinnreiche Art, der spröden Arsinoe ihre spitzigen Anzüglichkeiten wieder zurück zu geben? Verursachen uns wohl die am meisten glänzenden Moralien, wann sie auch bis zum Thränen getrieben werden, jemals ein so lebhaftes, ein so wahres und ein so daurendes Vergnügen?

Doch die Verringerung und Swächung unseres Vergnügens, oder die Unnützlichkeit einer ernsthaften und traurig spruchreichen Moral, ist

 der

der gegründeste Vorwurf noch nicht, den man der neuen Art von Komödien machen kann: ihr vornehmster Fehler ist dieser, daß sie die Grenzen gar aufhebt, welche von je her das Tragische von dem Komischen getrennt haben, und uns jene ungeheure Gattung des Tragikomischen zurück bringet, welche man mit so vielem Grunde, nach verschiednen Jahren eines betrieglichen Triumphs, verworffen hat. Ich weis wohl, die neue Art hat bey weitem nicht so viele und grosse Ungereimtheiten; die Verschiedenheit ihrer Personen ist nicht so anstößig, und die Bedienten dürfen darinne nicht mit Prinzen zusammen spielen: allein im Grunde ist sie doch eben so fehlerhaft, ob schon auf eine veschiedne Weise. Denn wie die erstre Art die heroischen Personen erniedrigte, indem sie ihnen bloß gemeine Leidenschaften gab, und nur die gewöhnlichen Tugenden aufführte, die zu dem heldenmäßigen der Tragödie lange nicht erhaben genug sind; eben so erhöhnt die andre die gemeinen Personen zu Gesinnungen, welche Bewunderung erwecken, und mahlt sie mit Zügen jenes reitzenden Mitleids, welches das unterscheidende Eigenthum des Trauerspiels ausmachet. Beyde sind also dem Wesen, welches man dem komischen Gedichte zugestanden hat, gleich sehr zuwider; beyde verdienen also einen gleichen Tadel, und vielleicht auch eine gleiche Verbannung.

Als das Tragikomische zuerst aufkam, glaubte man, ohne Zweifel, das Gebiethe der komischen Muse erweitert zu haben, und billigte also anfangs diese kühne Erfindung. Mit eben dieser Einbildung geschmeichelt, triumphiren auch jetzo die Anhänger der neuen Gattung; sie suchen sich zu überreden, der Weg der Empfindung sey gleichfalls eine von den glücklichen Entdeckungen, welche der französischen Scene den höchsten Grad der Ausschmückung gegeben habe; sie wollen durchaus nicht einsehen, daß die Empfindung, welche gewissen Gedichten, zum Exempel der Elegie und dem Hirtengedichte, so wesentlich ist, sich ganz und gar nicht mit der komischen Grundlage verbinden lasse, welche das Theater nothwendig braucht, wenn sie ihren Originalen denjenigen Ton geben will, der im Ergötzen bessert. Man betriege sich hier nur nicht: wir haben zwey sehr unterschiedne Gattungen; die eine ist die nützliche, und die andre die angenehme: weit gefehlt also, daß das weinerlich Komische eine dritte ausmache; sie schmelzt vielmehr beyde Gattungen in eine einzige, und machet uns ärmer, indem sie uns reicher zu machen scheinet.

Wann die wirklich komischen Fabeln gänzlich erschöpft wären, so könnte man die Erfindung der weinerlichen Charaktere noch eher vergeben, weil sie wenigstens, als eine Vermischung des Wahren und Falschen, das Verdienst ha-

ben, uns auf einen Augenblick zu rühren, wenn sie uns auch schon durch die Ueberlegung verdrüßlich werden: allein es ist derselben noch eine sehr große Menge übrig, welche alle neu sind, und die man, schon seit langer Zeit, auf der Bühne geschildert zu sehen gewünscht hat. Wir haben vielleicht nicht ein einziges getreues Gemählde von verschiednen Sitten und Lächerlichkeiten unsrer Zeit; zum Exempel, von der gebiethrischen Leutseligkeit unsrer Hofleute, und von ihrem unersättlichen Durste nach Vergnügen und Gunst; von der unbesonnenen Eitelkeit und wichtigen Aufgeblasenheit unserer jungen Magistratspersonen; von dem wirklichen Geitze und der hochmüthigen Verschwendung unsrer großen Rentmeister; von jener feinen und manchmal ausgelaßenen Eifersucht, welche unter den Hofdamen, wegen der Vorzüge des Ranges, und noch mehr wegen der Vorzüge der Schönheit, herrschet; von jenen reichen Bürgerinnen, welche das Glück trunken macht, und die durch ihre unverschämte Pracht den Gesetzen, dem Wohlstande und der Vernunft Hohn sprechen.

Auf diese Art würden sich tausend nützliche und glänzende Neuigkeiten dem Pinsel unsrer Dichter darbiethen, wenn sie nicht von der Liebe zu dem Besondern verführt würden. Sollten sie wohl von der Schwierigkeit, solche feine Charaktere zu schattiren, welche nur eine sehr leichte Auftragung der Farben erlauben, zurückgehal-

ten

ten werden? Allein könnten sie nicht, nach dem Beyspiele des Moliere, an den Nebenrollen dasjenige einbringen, was ihnen an der Unterstützung des Hauptcharakters abgehet? Und brauchen sie denn weniger Kunst darzu, wenn sie uns in Komödien eingekleidete Romane wollen bewundern lassen, oder weniger Genie, um sich in dem engen Bezirke, in welchen sie sich einschliessen, zu erhalten? Da sie nur auf eine einzige Empfindung, des Mitleidens nehmlich, eingeschränkt sind, so haben wir vielmehr zu fürchten, daß sie uns, durch die Einförmigkeit ihres Tones und ihrer Originale, Frost und Eckel erwecken werden. Denn in der That, wie die Erkennungen beständig mit einerley Farben vorbereitet, herzugeführet, und aufgeschlossen werden, so ist auch nichts dem Gemählde einer Mutter, welche ihr und ihrer Tochter Unglück beklagt, ähnlicher, als das Bild einer Frau, welche über ihr und ihres Sohnes Unglück Thränen vergießt. Fliessen aber hieraus nicht nothwendig Wiederhohlungen, die nicht anders, als verdrüßlich seyn können?

Wie weit übertrift das wahre Komische eine so unfruchtbare Gattung! Nicht allein alle Charaktere und alle Stände, nicht allein alle Laster und Lächerlichkeiten sind seinen Pfeilen ausgesetzt; sondern es hat auch noch die Freyheit die Farben zu verändern, womit eben dieselben Originale, und eben dieselben Ungereimtheiten

gemahlt werden können. Und auf diesem Wege findet man nirgends Grenzen; denn obschon die Menschen zu allen Zeiten einerley Fehlern unterworfen sind, so zeigen sie dieselben doch nicht immer auf einerley Art. Die Alten, in dieser Absicht, sind den Neuern sehr ungleich; und wir selbst, die wir in den jetzigen Tagen leben, haben mit unsern Vätern sehr wenig ähnliches.

Zu den Zeiten des **Moliere** und der **Corneillen**, besonders zu Anfange ihres Jahrhunderts, konnte man die gelehrten und witzigen Köpfe von Profeßion mit griechischen und lateinischen Citationen ausgespickt, über ihre barbarischen Schriftsteller verdüstert, in ihren Sitten grob und unbiegsam, und in ihrem Aeusserlichen nachläßig und schmutzig vorstellen. Diese Züge passen schon seit langer Zeit nicht mehr. Das pedantische Ansehen ist mit jener tiefen Gelehrsamkeit, die aus Lesung der Originale geschöpft war, verschwunden. Man begnügt sich, wenn ich so reden darf, mit dem blossen Vernis der Litteratur, und den meisten von unsern Neuern ist ein leichtes und sich ausnehmendes Mundwerk anstatt der gründlichen Wissenschaft, welche ihre Vorgänger besassen. Ihre Erkenntniß, sagt man, ist mannigfaltiger, aber eben deswegen auch unvollkommner. Sie haben, wenn man will, mehr Witz; aber vielleicht desto weniger wahres Genie. Kurz die meisten von ihnen scheinen von den alten Gelehr-

lehrten nichts beybehalten zu haben, als die beklagenswürdige Erbitterung, ihre Personen und ihre Werke unter einander zu verlästern, und sich dadurch in den Augen ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt verächtlich zu machen.

Es ist also nicht sowohl die Erschöpfung der Charaktere und des Lächerlichen, noch die Begierde nützlicher zu seyn, noch die Vorstellung eines grössern Vergnügens, welche uns die Gattung des weinerlich Komischen verschaft hat, sondern vielmehr die Schwierigkeit, den Ton des Moliere zu erreichen, oder vielmehr die Begierde unsre Bewunderung durch die glänzenden Reitze der Neuigkeit zu überraschen. Diese Krankheit, welche dem Französischen Genie so eigen ist, erzeugt die Moden in der Litteratur, und stekt mit ihren Sonderlichkeiten sowohl alle Schreibarten, als alle Stände an. Unsre Neugierde will alles durchlaufen; unsre Eitelkeit will alles versuchen; und auch alsdenn, wenn wir der Vernuft nachgeben, scheinen wir nicht sowohl ihrem Reitze, als unserm Eigensinn gefolgt zu seyn.

Wann diese Betrachtungen wahr sind, so ist es leicht, das Schicksal des weinerlich Komischen vorher zu sagen. Die Mode hat es eingeführt, und mit der Mode wird es vergehen, und in das Land des Tragikomischen verwiesen werden, aus welchem es gekommen ist. Es glänzet vermöge der schimmernden Blitze der

Neuig-

Neuigkeit, und wird eben so geschwind, als diese, verlöschen Das schöne Geschlecht, welches der gebohrne Beschützer aller zärtlichen Neuerungen ist, kann nicht immer weinen wollen, ob es gleich immer empfinden will. Wir dürfen uns nur auf seine Unbeständigkeit verlassen.

Unter die Gründe, warum man den Geschmack an dem weinerlich Komischen wird fahren lassen, gehöret auch noch die äusserste Schwierigkeit, in dieser Gattung glücklich zu seyn: die Laufbahn ist nicht von grossem Umfange, und es wird ein eben so glänzendes und bearbeitetes Genie, als das Genie des Verfassers der Melanide ist, dazu erfordert, wenn man sie mit gutem Fortgange ausfüllen will. Der Herr von Fontenelle hat einen Ton, welcher ihm eigen ist, und der ihm allein unvergleichlich wohl läßt; allein es ist unmöglich oder gefährlich ihn nachzuahmen. Der Herr de la Chaussee hat gleichfalls seinen Ton, dessen Schöpfer er ist, und dem es mehr in Ansehung der Art von Unmöglichkeit, seine Fabeln nicht nach zu copiren, als in Ansehung der Schwierigkeit, sie mit eben so vieler Kunst und mit eben so glänzenden Farben vorzutragen, an Nachahmern fehlen wird.

Doch alle Kunst ist unnütze, wenn die Gattung an und für sich selbst fehlerhaft ist, das ist, wenn sie sich nicht auf jenes empfindbare und allgemeine Wahre gründet, welches zu allen Zeiten und für alle Gemüther verständlich ist.

Aus dieser Ursache vornehmlich wird die Täuschung des neuen Komischen gewiß verschwinden; man wird es bald durchgängig überdrüßig seyn, die Auskrahmung der Tugend mit bürgerlichen Abentheuern verbunden zu sehen, und romanenhafte Originale die strengste Weisheit, in dem nachgemachten Tone des Seneca predigen, oder mit den menschlichen Tugenden, zur Nachahmung des berühmten Maximenschreibers, sinnreich zanken zu hören.

Lasset uns daher aus diesem allen den Schluß ziehen, daß keine Erfindungen vergönnt sind, als welche die Absicht zu verschönern haben, und daß die Gattung des weinerlich Komischen eine von den gefährlichen Erfindungen ist, welche dem wahren Komischen einen tödlichen Streich versetzen kann. Wenn eine Kunst zu ihrer Vollkommenheit gelangt ist, und man will ihr Wesen verändern, so ist dieses, nicht sowohl eine in dem Reiche der Gelehrsamkeit erlaubte Freyheit, als vielmehr eine unerträgliche Frechheit. (1)

Die

(1) Da alle Künste aneinander grenzen, so laßt uns noch die Klagen hören, welche Hr. Blondel in seinem 1747 gedruckten Discours sur l'Architecture führet. Es ist zu befürchten, sagt er, daß die sinnreichen Neuerungen, welche man zu jetziger Zeit, mit ziemlichem Glück einführt, endlich von Künstlern werden nachgeahmt werden, welchen die Verdienste und die Fähigkeiten der Erfinder mangeln. Sie werden daher auf eine Menge un-

Die Griechen und die Römer unsre Meister und Muster in allen Geburthen des Geschmacks, haben die Komödie vornehmlich dazu bestimmt, daß sie uns, vermittelst der Critik und des Scherzes, zugleich ergötzen und unterrichten soll. Alle Völker Europens sind hernach dieser Weise mehr oder weniger gefolgt, so wie es ihrem eigenthümlichen Genie gemäß war: und wir selbst haben sie in den Zeiten unsers Ruhmes, in dem Jahrhunderte angenommen, das man so oft mit dem Jahrhunderte des Augusts in Vergleichung gestellet hat. Warum will man jezt Thalien nöthigen die traurige Stellung der Melpomene zu borgen, und ein ernsthaftes Ansehen über eine Bühne zu verbreiten, deren vornehmste Zierde allezeit Spiel und Lachen gewesen sind, und beständig ihr unterscheidender Charakter seyn werden?

Versibus exponi tragicis res comica non vult

Horaz in der Dichtkunst.

Hier

gereimter Gestalten fallen, welche den Geschmack nach und nach verderben, und werden ausschweifenden Sonderlichkeiten den schönen Namen der Erfindungen beylegen. Wann dieses Gift die Künste einmal ergriffen hat, so fangen die Alten an unfruchtbar zu scheinen, die grossen Meister frostig, und die Regeln allzu enge ꝛc. ꝛc.

* * *

Hier ist die Schrift des französischen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht scheint, daß sie der Hr. Prof. Gellert gekannt habe, so ist es dennoch geschehen, daß er auf die meisten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil sie dem Leser noch in frischem Andenken seyn müssen, so will ich ihn nicht lange abhalten, sich selbst davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag so gut seyn, und es dem Hrn. Prof. Gellert nicht zuschreiben, wann er finden sollte, daß er sich diesesmal schlechter ausdrücke, als er sonst von ihm gewohnt ist. Man sagt, daß auch die besten Uebersetzer Verhunzer wären.

Des

Hrn. Prof. Gellerts Abhandlung

für das

rührende Lustspiel.

Man hat zu unsern Zeiten, besonders in Frankreich, eine Art von Lustspielen versucht, welche nicht allein die Gemüther der Zuschauer zu ergötzen, sondern auch so zu rühren und so anzutreiben vermögend wäre, daß sie ihnen so gar Thränen auspresse. Man hat dergleichen Komödie, zum Scherz und zur Verspottung, in der französischen Sprache, comedie

die larmoyante, * das ist die **weinerlich** genennt, und von nicht wenigen pflegt sie als eine abgeschmackte Nachäffung des Trauerspiels getadelt zu werden. Ich bin zwar nicht Willens, alle und jede Stücke, welche in diese Klasse können gebracht werden, zu vertheidigen; sondern ich will bloß die Art der Einrichtung selbst retten, und wo möglich erweisen, daß die Komödie, mit allem Ruhme, heftiger bewegen könne. **Dacier** ** und andre, welche die von dem Aristoteles entworfene Erklärung weitläuftiger haben erleutern wollen, setzen die ganze Kraft und Stärke der Komödie in das Lächerlich. Nun kann man zwar nicht leugnen, daß nicht der größte Theil derselben darauf ankomme, obgleich, nach dem **Voßius**, *** auch dieses zweifelhaft seyn könnte; allein so viel ist auch gewiß, daß in dem Lächerlichen nicht durchaus alle ihre Tugend bestehe.

* S. die Vorrede des Hrn. v. **Voltaire** zu seiner **Nanine** im IX. Theile seiner Werke, Dresdner Ausgabe.

** In den Anmerkungen zu des Aristoteles Dichtkunst Hauptst. V. S. 58. Pariser Ausgabe von 1692. Aristote en faisant la definition de la Comedie decide, quelles choses peuvent faire le sujet de son imitation. Il n'y a que celles qui sont purement ridicules, car tous les autres genres de mechanceté ou de vice, ne sçauroient y trouver place, parce qu'ils ne peuvent attirer que l'indignation, ou la pitie, passions, qui ne doivent nullement regner dans la Comedie.

*** In seiner Poetik. lib. I. c. V. p. 123.

stehe. Denn entweder sind die reizenden Stücke des Terenz keine Komödien zu nennen; oder die Komödie hat ihre ernsthaften Stellen, und muß sie haben, damit selbst das **Lächerliche** durch das beständige Anhalten nicht geschwächt werde. Denn was ohne Unterlaß artig ist, das rührt entweder nicht genug, oder ermüdet das Gemüth, indem es dasselbe allzusehr rührt. Ich glaube also, daß aus der Erklärung des Aristoteles weiter nichts zu folgern ist, als dieses, was für eine Art von Lastern die Komödie vornehmlich durchziehen soll. Es erhellt nehmlich daraus, daß sie sich mit solchen Lastern beschäftigen müsse, welche niemandem ohne Schande, obschon ohne seinem und ohne andrer Schaden, anhängen können; kurz, solche Laster, welche Lachen und Satyre, nicht aber Ahndung und öffentliche Strafe verdienen, woran sich aber doch weder **Plautus**, noch diejenigen, die er unter den Griechen nachgeahmet hat, besonders gekehrt zu haben scheinen. Ja man muß so gar zugestehen, daß es eine Art Laster giebt, welche gar sehr mit eines andern Schaden verbunden ist, als zum Exempel die Verschwendung, und dennoch in der Komödie angebracht werden kann, wenn es nur auf eine geschickte und kunstmäßige Art geschieht. Ich sehe also nicht, worinne derjenige Lustspieldichter sündige, welcher, in Betrachtung der Nützlichkeit, die Regeln der

Kunst dann und wann bey Seite setzt, besonders wenn man von ihm sagen kann:

Habet bonorum exemplum: quo exemplo sibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Es sey also immer die sinnreiche Verspottung der Laster und Ungereimtheiten die vornehmste Verrichtung der Komödie, damit eine mit Nutzen verbundene Fröhlichkeit die Gemüther der Zuschauer einnehme; nur merke man auch zugleich, daß es eine doppelte Gattung des Lächerlichen giebt. Die eine ist die stammhafte und, so zureden, am meisten handgreifliche, weil sie in ein lautes Gelächter ausbricht; die andere ist feiner und bescheidener, weil sie zwar ebenfalls Beyfall und Vergnügen erweckt, immer aber nur einen solchen Beyfall und ein solches Vergnügen, welches nicht so starck ausbricht, sondern gleichsam in dem Innersten des Herzens verschlossen bleibt. Wann nun die ausgelassene und heftige Freude, welche aus der ersten Gattung entspringt, nicht leicht eine ernsthaftere Gemüthsbewegung verstattet; so glaube ich doch, daß jene gesetztere Freude sie verstatten werde. Und wenn ferner die Freude nicht das einzige Vergnügen ist, welches bey den Nachahmungen des gemeinen Lebens empfunden werden kann; so sage man mir doch, worinne dasjenige Lustspiel zu tadeln sey, welches sich einen solchen Innhalt erwählet, durch welchen es, ausser der Freude, auch eine Art von Gemüthsbewegung hervor-

hervorbringen kann, welche zwar den Schein der Traurigkeit hat, an und für sich selbst aber ungemein süsse ist. * Da nun aber dieses alsdann sehr leicht geschehen kann, wenn man die Komödie nicht nur die Laster, sondern auch die Tugenden schildern läßt; so sehe ich nicht warum es ihr nicht vergönnt seyn sollte, mit den tadelhaften Personen auch gute und liebenswürdige zu verbinden, und sich dadurch sowohl angenehmer als nützlicher zu machen, damit einigermaassen jener alten Klage des komischen Trupps bey dem Plautus abgeholfen werde.

Hujusmodi paucas Poetæ reperiunt comedias,
Ubi boni meliores fiant.

Wenigstens sind unter den Alten, wie Scaliger erinnert, sowohl unter den Griechen als unter den Römern, verschiedene gewesen, welche eine doppelte Gattung von Komödie zugelassen, und sie in die **sittliche** und **lächerliche** eingetheilet haben. Unter der **sittlichen** verstanden sie diejenige, in welcher die Sitten, und

* Permagna enim, sagt der vortreffliche Engländer, **Joseph Trapp**, est discrepantia inter istam tristitiam, quæ in tragœdia dominatur, & istam, quæ in comœdiam admittitur. Illa tanquam hiemalis tempestas, diem pene integrum nubibus & tenebris obvolvit; interspersis tantum raris & brevibus lucis intervallis: hæc actionem dramaticam, tanquam cœlum tempore æstivo plerumque sudum, nubibus non nunquam, sed rarius, intercipit. *Prælect. Poet.* p. 323. edit. alt. Londini 1722.

unter der **lächerlichen**, in welcher das Lächerliche herrschte. Doch wenn man nicht allein darauf zu sehen hat, was in der Komödie zu geschehen pflegt, sondern auch auf das, was darinne geschehen sollte, warum wollen wir sie nicht lieber, nach Maaßgebung des **Trapps**,* also erklären, daß wir sagen, die Komödie sey ein dramatisches Gedicht, welches Abschilderungen von dem gemeinen Privatleben enthalte, die Tugend anpreise, und verschiedene Laster und Ungereimtheiten der Menschen, auf eine scherzhafte und feine Art durchziehe. Ich gestehe ganz gerne, daß sich diese Erklärung nicht auf alle und jede Exempel anwenden lasse; allein, wenn man auch durchaus eine solche verlangte, welche alles, was jemals unter dem Namen Komödie begriffen werden, in sich fassen sollte, so würde man entweder gar keine, oder doch ein Ungeheuer von einer Erklärung bekommen. Genug, daß diese von uns angenommene Erklärung von dem Endzwecke, welchen die Komödie erreichen soll, und auch leicht erreichen kann, abgeleitet ist, und auch daher ihre Entschuldigung und Vertheidigung nehmen darf.

Damit ich aber die Sache der rührenden Komödie, wo nicht glücklich, doch sorgfältig führen möge, so muß ich einer doppelten Anklage entgegen gehen; deren eine dahinaus läuft, daß **auf diese Weise der Unterscheid, welcher**

* An angef. Orte S. 314. und folglich.

cher zwischen einer Tragödie und Komödie seyn müsse, aufgehoben werde; und deren andre darauf ankömmt, daß diejenige Komödie sich selbst zuwieder wäre, welche die Affecten sorgfältig erregen wolle.

Was den ersten Grund anbelangt, so scheint es mir gar nicht, daß man zu befürchten habe, die Grenzen beyder Gattungen möchten vermengt werden. Die Komödie kann ganz wohl zu rühren fähig seyn, und gleichwohl von der Tragödie noch weit entfernt bleiben, indem sie weder eben dieselben Leidenschaften rege macht, noch aus eben derselben Absicht, und durch eben dieselben Mittel, als die Tragödie zu thun pflegt. Es wäre freylich unsinnig, wenn sich die Komödie jene großen und schrecklichen Zurüstungen der Tragödie, Mord, Verzweiflung und dergleichen, anmaassen wollte; allein wenn hat sie dieses jemals gethan? Sie begnügt sich mit einer gemeinen, obschon seltnen, Begebenheit, und weis von dem Adel und von der Hoheit der Handlung nichts; sie weis nichts von den Sitten und Empfindungen großer Helden, welche sich entweder durch ihre erhabne Tugend, oder durch ihre ausserordentliche Häßlichkeit ausnehmen; sie weis nichts von jenem tragischen hohen und prächtigen Ausdrucke. Dieses alles ist so klar, daß ich es nur verdunkeln würde, wenn ich es mehr aus einander setzen wollte. Was

hat man also für einen Grund, zu behaupten, daß die rührende Komödie, wenn sie dann und wann Erbarmen erweckt, in die Vorzüge der Tragödie einen Eingriff thue? Können denn die kleinen Uebel, welche sie dieser oder jener Personen zustoßen läßt, jene heftige Empfindung des Mitleids erregen, welche der Tragödie eigen ist? Es sind kaum die Anfänge dieser Empfindung, welche die Komödie zuläßt und auf kurze Zeit in der Absicht anwendet, daß sie diese kleine Bewegung durch etwas erwünschtes wieder stillen möge; welches in der Tragödie ganz anders zu geschehen pflegt. Doch wir wollen uns zu der vornehmsten Quelle wenden, aus welcher die Komödie ihre Rührungen herhohlt, und zusehen, ob sie sich vielleicht auf dieser Seite des Eigenthums der Tragödie anmaaße. Man sage mir also, wenn rühret denn diese neue Art von Komödie, von welcher wir handeln? Geschicht es nicht meistentheils, wenn sie eine tugendhafte, gesetzte und ausserordentliche Liebe vorstellet? Was ist aber nun zwischen der Liebe, welche die Tragödie anwendet, und derjenigen, welche die Komödie braucht, für ein Unterscheid? Ein sehr großer. Die Liebe in der Komödie ist nicht jene heroische Liebe, welche durch die Bande wichtiger Angelegenheiten, der Pflicht, der Tapferkeit, des größten Ehrgeitzes, entweder unzertrennlich verknüpfet, oder unglücklich zertrennet wird; es ist nicht jene lermende Liebe, wel-

che

che von eine Menge von Gefahren und Lastern begleitet wird; nicht jene verzweifelnde Liebe: sondern eine angenehm unruhige Liebe, welche zwar in verschiedene Hindernisse und Beschwerlichkeiten verwickelt wird, die sie entweder vermehren oder schwächen, die aber alle glücklich übersteigen werden, und einen Ausgang gewinnen, welcher, wenn er auch nicht für alle Personen des Stücks angenehm, doch dem Wunsche der Zuschauer gemäß zu seyn pflegt. Es ist daher im geringsten keine Vermischung der Kunst zu befürchten, so lange sich nicht die Komödie mit eben derselben Liebe beschäftiget, welche in der Tragödie vorkömmt, sondern von ihr in Ansehung der Wirkungen und der damit verknüpften Umstände eben so weit, als in Ansehung der Stärcke und Hoheit, entfernt bleibt. Denn so wie die Liebe in einem doppelten Bilde strahlt, welche auf so verschiedene Weise ausgedrückt werden, daß man sie schwerlich für einerley halten kann; ja wie so gar die Gewalt, die sie über die Gemüther der Menschen hat, von ganz verschiedner Art ist, so daß, wenn der eine mit zerstreuten Haaren, mit verwirrter Stirn, und verzweifelnden Augen herumirret, der andere das Haar zierlich in Locken schlägt, und mit lächelnd trauriger Mine und angenehm unruhigen Augen seinen Kummer verräth: eben so, sage ich, ist die Liebe, welche in beyden Spielen gebraucht wird, ganz

und gar nicht von einerley Art und kann also auch nicht auf einerley, oder auch nur auf ähnliche Art rühren. Ja es fehlt so viel, daß die Komödie in diesem Stücke die Rechte der Tragödie zu schmälern scheinen sollte, daß sie vielmehr nichts als ihr Recht zu behaupten sucht. Denn ob ich schon denjenigen nicht beystimme, welche, durch das Ansehen einiger alten Tragödienschreiber bewogen, die Liebe gänzlich aus der tragischen Fabel verbannen wollen; so ist doch so viel gewiß, daß nicht jede Liebe, besonders die zärtlichere, sich für sie schickt, und daß auch diejenige, die sich für sie schickt, nicht darinne herrschen darf, weil es nicht erlaubt ist, die Liebe einzig und allein zu dem Innhalte eines Trauerspiels zu machen. Sie kann zwar jenen heftigern Gemüthsbewegungen, welche der Tragödie Hoheit, Glanz und Bewunderung ertheilen, gelegentlich beygefügt werden, damit sie dieselben bald heftiger antreibe, bald zurückhalte, nicht aber, damit sie selbst das Hauptwerk der Handlung ausmache. Dieses Gesetz, welches man der Tragödie vorgeschrieben hat, und welches aus der Natur einer heroischen That hergehohlet ist, zeiget deutlich genug, daß es allein der Komödie zukomme, aus der Liebe ihre Haupthandlung zu machen. Alles derohalben, was die Liebe, ihren schrecklichen und traurigen Theil bey Seite gesetzt, im Rührenden vermag, kann sich die Komödie mit allen Recht anmaassen.

sen. Der vortrefliche Corneille erinnert sehr wohl, daß dasjenige Stück, in welchem allein die Liebe herrschet, wann es auch schon in den vornehmsten Personen wäre, keine Tragödie, sondern, seiner natürlichen Kraft nach, eine Komödie sey *. Wie viel weniger kann daher dasjenige Stück, in welchem nur die heftige Liebe einiger Privatpersonen aufgeführet wird, das Wesen des Trauerspiel angenommen zu haben scheinen? Das, was ich aber von der Liebe, und von dem Anspruche der Komödie auf dieselbe, gesagt habe, kann, glaube ich, eben so wohl von den übrigen Stücken behauptet werden, welche die Gemüther zu bewegen vermögend sind; von der Freundschaft, von der Beständigkeit, von der Freygebigkeit, von dem dankbaren Gemüthe, und so weiter. Denn weil diese Tugenden denjenigen, der sie besitzt, zwar zu einem rechtschafnen, nicht aber zu einem grossen und der Tragödie würdigen Manne machen, und also auch vornehmlich nur Zierden des Privatlebens sind, wovon die Komödie eine Abschilderung ist: so wird sich auch die Komödie die Vorstellung dieser Tugenden mit allem Rechte anmaassen, und alles zu gehöriger Zeit und an gehörigen Orte anwenden dürfen, was sie, die Gemüther auf eine angenehme Art zu rühren, darbiethen können. Allein auf diese Art, kann

* S. die erste Abhandlung des P. Corneille über das dramatische Gedicht.

man einwenden, wird die Komödie allzu frostig und trocken scheinen; sie wird von jungen Leuten weniger geliebt, und von denjenigen weniger besucht werden, welche durch ein heftiges Lachen nur ihren Bauch erschüttern wollen. Was schadet das? Genug, daß sie alsdann, wie der berühmte Wehrenfels * saget, weise, gelehrte, rechtschafne und kunstverständige Männer ergötzen wird, welche mehr auf das schickliche, als auf das lächerliche, mehr auf das artige als auf das grimassenhafte sehen: und wann schon die, welche nur Possen suchen, dabey nicht klatschen, so wird sie doch denen gefallen, welche, mit dem Plautus zu reden, pudicitiæ præmium esse volunt.

Ich komme nunmehr auf den zweyten Einwurf. Rührende Komödien, sagt man, widersprechen sich selbst; denn eben deswegen weil sie rühren wollen, können entweder die Laster und Ungereimtheiten der Menschen darinne nicht zugleich belacht werden, oder, wenn beydes geschieht, so sind es weder Komödien noch Tragödien, sondern ein drittes, welches zwischen beyden inne liegt, und von welchem man das sagen könnte, was Ovidius von dem Minotaurus sagte:

> Semibovemque virum, semivirumque bovem.

Dieser

* In seiner Rede von der Komödie. S. 365. Diss. var. argum. Parte altera. Amstelod. 1617.

Dieser ganze Tadel kann, glaube ich, sehr leicht durch diejenigen Beyspiele nichtig gemacht werden, welche unter den dramatischen Dichtern der Franzosen sehr häufig sind. Den wenn **Destouches, de la Chaussée, Marivaux, Voltaire, Fagan** und andre, deren Namen und Werke längst unter uns bekannt sind, dasjenige glücklich geleistet haben, was wir verlangen, wann sie nehmlich, mit Beybehaltung der Freude und der komischen Stärcke, auch Gemüthsbewegungen an dem gehörigen Orte angebracht haben, welche aus dem Innersten der Handlung fliessen und den Zuschauern gefallen; was bedarf es alsdann noch für andre Beweise? Doch wenn wir auch ganz und gar kein Exempel für uns anführen könnten, so erhellet wenigstens aus der verschiedne Natur derjenigen Personen, welche der Dichter auf die Bühne bringt, daß sich die Sache ganz wohl thun lasse. Denn da, wie wir oben gezeugt haben, den bösen Sitten ganz füglich gute entgegen gesetzt werden können, damit durch die Annehmlichkeit der letztern, die Häßlichkeit der erstern sich desto mehr ausnehme; und da diese rechtschaffnen und edeln Gemüthsarten, wenn sie sich hinlänglich äussern sollen, in schwere und eine Zeit lang minder glückliche Zufälle, bey welchem sie ihre Kräfte zeugen können, verwickelt seyn müssen: so darf man nur diese mit dem Stoffe der Fabel gehörig verbinden und kunstmäßig einflechten, wenn

diejenige Komödie, die sich am meisten mit Verspottung der Laster beschäftiget, nichts destoweniger die Gemüther der Zuhörer durch ernsthaftere Rührungen vergnügen soll. Zwar ist allerdings eine grosse Behutsamkeit anzuwenden, daß dieses zur rechten Zeit, und am gehörigen Orte und im rechten Maasse geschehe; ja der komische Dichter, wenn er unser Herz entflammen will, muß glauben, daß jene Warnung, nihil citius inarcescere quam lacrumas, welche man dem Redner zu geben pflegt, ihm noch weit mehr als dem Redner angehe. Vornehmlich hat er dahin zu sehen, daß er nicht auf eine oder die andere lustige Scene, sogleich eine ernsthafte folgen lasse, wodurch das Gemüth, welches sich durch das Lachen geruhig erhohlt hatte, und nun auf einmal durch die volle Empfindung der Menschlichkeit dahin gerissen wird, eben den verdrüßlichen Schmerz empfindet, welchen das Auge fühlt, wenn es aus einem finstern Orte plötzlich gegen ein helles Licht gebracht wird. Noch vielweniger muß einer gesetzten Person alsdann, wenn sie die Gemüther der Zuschauer in Bewegung setzt, eine allzulächerliche beygesellet werden; überhaupt aber muß man nichts von dieser Gattung anbringen, wenn man nicht die Gemüther genugsam dazu vorbereitet hat, und muß auch bey eben denselben Affecten sich nicht allzulange aufhalten. Wenn man also die rührenden Scenen auf den bequemen Ort verspare,

wel-

welchen man alsdann, wann sich die Fabel am meisten verwirret, noch öftrer aber, wenn sie sich aufwickelt, findet: so kann das Lustspiel nicht nur seiner satyrischen Pflicht genug thun, sondern kann auch noch dabey dabey das Gemüth in Bewegung setzen. Freylich trägt hierzu der Stoff und die ganze Einrichtung des Stückes viel bey. Denn wenn dasjenige, was der Dichter, glückliches oder unglückliches, wider alle Hoffnung sich ereignen läßt, und zu den Gemüthsbewegungen die Gelegenheit geben muß, aus den Sitten der Personen so natürlich fließt, daß es sich fast nicht anders hätte zutragen können: so überläßt sich alsdann der Zuschauer, dessen sich Verwundrung und Wahrscheinlichkeit bemächtiget haben, er mag nun der Person wohl wollen oder nicht, willig und gern den Bewegungen, und wird bald mit Vergnügen zürnen, bald trauren, und bald über die Zufälle, derjenigen Personen, deren er sich am meisten annimmt, für Freuden weinen. Auf diese Art, welches mir ohne Ruhmredigkeit anzuführen erlaubt seyn wird, pflegen die Zuschauer in dem letzten Auftritte **des Looses in der Lotterie** gerührt zu werden. Damons Ehegattin, und die Jungfer Caroline haben durch ihre Sitten die Gunst der Zuschauer erlangt. Jene hatte schon daran verzweifelt, daß sie das Looß wiederbekommen würde, welches für sie zehn tausend Thaler gewonnen hatte, und war auf eine an-

stän-

ständige Art deswegen betrübt. Ehe sie sichs aber vermuthet, kömmt Caroline, und bringt ihrer Schwägerin mit dem willigsten Herzen dasjenige wieder, was sie für verlohren gehalten hatte. Hieraus nun entstehet zwischen beyden der edelste Streit freundschaftlicher Gesinnungen, so wie bald darauf zwischen Carolinen und ihrem Liebhaber ein Liebesstreit; und da sowohl dieser als jener schon für sich selbst, als ein angenehmes Schauspiel, sehr lebhaft zu rühren vermögend, zugleich auch nicht weit hergehohlet, sondern in der Natur der Sache, gegründet, und freywillig aus den Charakteren selbst geflossen sind: so streitet ein solcher Ausgang nicht allein nicht mit der Komödie, sondern ist ihr vielmehr, wenn auch das übrige gehörig beobachtet worden, vortheilhaft. Mir wenigstens scheint eine Komödie, welche, wenn sie den Witz der Zuhörer genugsam beschäftiget hat, endlich mit einer angenehmen Rührung des Gemüths schliesset, nicht tadelhafter, als ein Gastgeboth, welches, nachdem man leichtern Wein zur Gnüge dabey genossen, die Gäste zum Schlusse durch ein Glas stärkern Weins erhitzen und so auseinander gehen läßt.

Es ist aber noch eine andre Gattung, an welcher mehr auszusetzen zu seyn scheinet, weil Scherz und Spott weniger darinne herrschen, als die Gemüthsbewegungen, und weil ihre vornehmsten Personen entweder nicht gemein und tadelhaft,

haft, sondern von vornehmen Stande, von zierlichen Sitten und von einer artigen Lebensart sind, oder, wenn sie ja einige Laster haben, ihnen doch nicht solche ankleben, dergleichen bey dem Pöbel gemeiniglich zu finden sind. Von dieser Gattung sind ungefehr die **verliebten Philosphen** des **Destouches**, die **Melanide** des **la Chaussee**, das **Mündel** des **Fagan**, und der **Sidney** des **Gressets**. Weil nun aber diejenige Person, auf die es in dem Stücke größten Theils ankömmt, entweder von guter Art ist, oder doch keinen allzulächerlichen Fehler an sich hat, so kann daher ganz wohl gefragt werden, worinne denn ein solches Schauspiel mit dem Wesen der Komödie übereinkomme? Denn obschon meisten Theils auch lustige und auf gewisse Art lächerliche Charaktere darinne vorkommen, so erhält doch genugsam aus der Ueberlegenheit der andern, daß sie nur der Veränderung wegen mit eingemischt sind und das Hauptwerk ganz und gar nicht vorstellen sollen. Nun gebe ich sehr gerne zu, daß dergleichen Schauspiele in den Grenzen, welche man der Komödie zu setzen pflegt, nicht mit begriffen sind; allein es fragt sich, ob man nicht diese Grenzen um so viel erweitern müsse, daß sie auch jene Gattung dramatischer Gedichte mit in sich schliessen können.*

Wenn

* Wenn der Endzweck der Komödie überhaupt eine anständige Gemüthsergötzung ist, und diese

Wenn dieses nun der Endzweck der Komödie verstattet, so sehe ich nicht, warum es nicht erlaubt seyn sollte? Das Ansehen unsrer Vorgänger wird es doch nicht verwehren? Es wird doch kein Verbrechen seyn, dasjenige zu versuchen, was sie unversucht gelassen haben, oder aus eben der Ursache von ihnen abzugehen, aus welcher wir ihnen in andern Stücken zu folgen pflegen? Hat nicht schon Horatius gesagt:

> Nec minimum meruere decus, vestigia græca
> Ausi deserere.

Wenn

durch eine geschickte Nachahmung des gemeinen Lebens verschaft wird: so werden sich die verschiednen Formen der Komödie gar leicht erfinden und bestimmen lassen. Denn da es eine doppelte Art von menschlichen Handlungen giebt, indem einige Lachen, und andre ernsthaftere Gemüthsbewegungen erwecken: so muß es auch eine doppelte Art von Komödie geben, welche die Nachahmerin des gemeinen Lebens ist. Die eine muß zu Erregung des Lachens, und die andre zu Erregung ernsthaftrer Gemüthsbewegungen geschickt seyn. Und da es endlich auch Handlungen giebt, die in Betrachtung ihrer verschiednen Theile, und in Ansehung der verschiednen Personen von welchen sie ausgeübt werden, beydes hervorzubringen fähig sind: so muß es auch eine vermischte Gattung von Komödien geben, von welcher der Cyclops des Euripides, und der Ruhmredige des Destouches sind. Dieses hat der jüngst in Dennemark verstorbene Hr. Prof. Schlegel, ein Freund dessen Verlust ich nie genug betauren

Wenn man keine andre Komödien machen darf, als solche, wie sie **Aristophanes**, **Plautus** und selbst **Terenz** gemacht haben; so glaube ich schwerlich, daß sie den guten Sitten sehr zuträglich seyn, und mit der Denkungsart unsrer Zeiten sehr übereinkommen möchten. Sollen wir deswegen ein Schauspiel, welches aus dem gemeinen Leben genommen und so eingerichtet ist, daß es zugleich ergötze und unterrichte, als welches der ganze Endzweck eines dramatischen Stücks ist; sollen wir, sage ich, es deswegen von der Bühne verdammen, weil die Erklärung, welche die Alten von der Komödie gegeben haben, nicht völlig auf dasselbe passen will? Muß es deswegen abgeschmackt und ungeheuer seyn? In Dingen, welche empfunden werden, und deren Werth durch die Empfindung beurtheilet wird, sollte ich glauben, müsse die Stimme der Natur von größerm Nachdrucke seyn, als die Stimme der Regeln. Die Regeln hat man aus denjenigen dramatischen Stücken gezogen, welche ehe-

kann, und ein Dichter der eine ewige Zierde der dramatischen Dichtkunst seyn wird, vollkommen wohl eingesehen. Man sehe was in den Anmerkungen zu der deutschen Uebersetzung der Schrift des Herrn Batteux, Les beaux Arts reduits à un même principe, welche vor einiger Zeit in Leipzig herausgekommen, aus einer von seinen noch ungedruckten Abhandlungen, über diese Materie angeführet worden. S. 316.

ehedem auf der Bühne Beyfall gefunden haben. Warum sollen wir uns nicht eben dieses Rechts bedienen können? Und wenn es, außer der alten Gattung von Komödie, noch eine andre giebt, welche gefällt, welche Beyfall findet, kurz welche ergötzt und nützt, übrigens aber die allgemeinen und unveränderlichen Regeln des dramatischen Gedichts nicht verletzet, sondern sie in der Einrichtung und Eintheilung der Fabel und in der Schilderung der menschlichen Gemüthsarten und Sitten genau beobachtet; warum sollten wir uns denn lieber darüber beklagen, als erfreuen wollen? Wenn diese Komödie, von der wir handeln, abgeschmackt wäre, glaubt man denn, daß ein so abgeschmacktes Ding sich die Billigung, sowohl der Klugen als des Volks, erwerben könne? Gleichwohl wissen wir, daß dergleichen Spiele, sowohl in Paris, als an andern Orten, mehr als einmal mit vielem Glücke aufgeführet worden, und gar leicht den Weg zu den Gemüthern der Zuhörer gefunden haben. Wenn nun also die meisten durch ein solches Schauspiel auf eine angenehme Art gerühret werden, was haben wir uns um jene wenige viel zu bekümmern, welche nichts dabey zu empfinden vorgeben*? Es giebt Leute, welchen die

lustige

* Es scheint als ob man auf unsere Komödie dasjenige anwenden könne, was Cicero von dem Werth einer Rede gegen den Brutus behauptet. Tu artifex, sagt er, quid quæris amplius? Delectatur

lustige Komödie auf keine Art ein Genüge thut, und gleichwohl hört sie deswegen nicht auf, gut zu seyn. Allein, wird man sagen, es giebt unter den so genannten rührenden Komödien sehr viel trockne, frostige und abgeschmackte. Wohl gut; was folgt aber daraus? Ich will ja nicht ein jedes armseliges Stück vertheidigen. Es giebt auch auf der andern Seite eine große Menge höchst ungereimter Lustspiele, von deren Verfassern man nicht sagen kann, daß sie die allgemeinen Regeln nicht beobachtet hätten; nur Schade, daß sie, mit dem Boileau * zu reden, die Hauptregel nicht inne gehabt haben. Es hat ihnen nehmlich am Genie gefehlt. Und wenn dieser Fehler sich auch bey den Verfassern der neuen Gattung von Komödie findet, so muß man die Schuld nicht auf die Sache selbst legen. Wollen wir es aber gründlich aus-

E 2 ma-

audiens multitudo & ducitur oratione & quasi voluptate quadam perfunditur. Quid habes quod dispures? Gaudet, dolet, ridet, plorat, favet, audit, contemnit, invidet, ad miserationem inducitur, ad pudendum, ad pigendum, irascitur, miratur, sperat, timet: hæc proinde accidunt, ut eorum, qui adsunt, mentes verbis & sententiis & actione tractantur. Quid est quod expectetur docti alicujus sententia? Quod enim probat multitudo, hoc idem doctis probandum est. Denique hoc specimen est popularis judicii, in quo nunquam fuit populo cum doctis intelligentibusque dissensio. *Cic.* in Bruto p. 569. f. edit. Elzev.

* In der Note zu dem ersten Verse der Dichtkunst.

machen, was man ihr für einen Werth zugestehen müßte, so müssen wir sie, wie ich schon erinnert haben, nach der allgemeinen Absicht der dramatischen Poesie beurtheilen. Ohne Zweifel ist die Komödie zur Ergötzung erfunden werden, weil es aber keine kunstmäßige und anständige Ergötzung giebt, mit welcher nicht auch einiger Nutzen verbunden wäre, so läßt sich auch von der Komödie sagen, daß sie nützlich seyn könne und müsse. Das erstere, die Ergötzung nehmlich, wird theils durch den Inhalt der Fabel selbst, theils durch die neuen, abwechselnden und mit den Personen übereinstimmenden Charaktere, erlangt. Und zwar durch den Inhalt; erstlich, wenn die Erwartung sowohl erregt als unterhalten wird; und hernach, wenn ihr auf eine ganz andere Art ein Genüge geschieht, als es Anfangs das Ansehen hatte, wobey gleichwohl alle Regeln der Wahrscheinlichkeit genau beobachtet werden müssen. Dieses hat so gewiß seine Richtigkeit, daß weder eine wahre noch eine erdichtete Begebenheit, wann sie für sich selbst auch noch so wunderbar wäre, auf der Bühne einiges Vergnügen erwecken wird, wenn sie nicht zugleich auch wahrscheinlich ist.

Respicere exemplar vitæ morumque
jubebo
Doctum imitatorem.

Bey

Bey jeder Erdichtung nehmlich verursacht nicht so wohl die Fabel selbst, als vielmehr das Genie und die Kunst, womit sie behandelt wird, bey den Zuschauern das Vergnügen. „Denn derje„nige, sagt **Wehrenfels**,* erlangt einen all„gemeinen Beyfall, derjenige ergötzt durchgän„gig, welcher alle Personen, Sitten und Leiden„schaften, die er auf der Bühne vorstellen will, „vollkommen, und so viel möglich, mit lebendi„gen Farben abschildert; welcher die Auf„merksamkeit der Zuhörer zu fesseln, und ihrem „Busen alle Bewegungen mitzutheilen weis, „die er ihnen mitzutheilen für gut befindet. Denn nicht nur deswegen gefällt die Komödie, weil sie andrer abgeschmackte und lächerliche Handlungen, den Augen und Gemüthern darstellet; (denn dieses thut eine jede gute Satyre) sondern auch weil sie eine einfache und für sich selbst angenehme Begebenheit so abhandelt, daß sie überall die Erwartung des Zuschauers unterhält, und durch dieses Unterhalten Vergnügen und Beyfall erwecket. Denn wie hätten sonst fast alle Stücke des **Terenz**, so viel wir deren von ihm übrig haben, und auch einige des **Plautus**, als zum Exempel die Gefangnen, in welchen durch die Darzwischenkunft eines Simo, eines Chremes, eines Phädria, eines Hegio, ein großer Theil derselben, nicht nur nicht scherzhaft, sondern vielmehr ernsthaft wird;

* In angeführter Rede S. 367.

wie hätten sie, sage ich, sonst gefallen können? Wenn nun aber zu dem Ergötzen nicht nothwendig eine lächerliche Handlung erfordert wird; wenn vielmehr eine jede Fabel, die der Wahrheit nachahmet, und Dinge enthält, welche des Sehens und Hörens würdig sind, die Gemüther vergnügt: warum sollte man denn nicht auch dann und wann der Komödie einen ernsthaften, seiner Natur nach aber angenehmen Inhalt, geben dürfen? * „Auch alsdann em„pfinden wir eine wunderbare Wollust, wenn „wir mit einer von den Personen in der Komö„die eine genaue Freundschaft errichten, für sie „bekümmert sind, für sie uns ängstigen, mit ihr „Freund und Feind gemein haben, für sie stille „Wünsche ergehen lassen, bey ihren Gefahren „uns fürchten, bey ihrem Unglücke uns betrü„ben, und bey ihrer entdeckten Unschuld und „Tugend uns freuen.„ Es giebt viel Dinge, welche zwar nicht scherzhaft, aber doch deswegen auch nicht traurig sind. Ein Schauspiel, welches uns einen vornehmen Mann, der ein gemeines Mägdchen heyrathet, so vor die Augen stellet, daß man alles, was bey einer solchen Liebe abgeschmacktes und ungereimtes seyn kann, genau bemerket, wird ergötzen. Doch laßt uns diese Fabel verändern. Laßt uns setzen, der Entschluß des vornehmen Mannes sey nicht abgeschmackt, sondern vielmehr aus gewissen Ursa-

* Wehrenfels am angeführten Orte.

chen löblich, oder doch wenigstens zu billigen; sollte wohl alsdann die Seltenheit und Rühmlichkeit einer solchen Handlung weniger ergötzen, als dort die Schändlichkeit derselben? Der Herr von **Voltaire** hat eine Komödie dieses Inhalts, unter dem Titel **Nanine**, verfertiget, welche Beyfall auf der Bühne erhalten hat; und man kann auch nicht leugnen, daß man nicht noch mehr dergleichen Handlungen, welche Erstaunen erwecken, und dennoch nicht romanenhaft sind, erdenken und auf das gemeine Leben anwenden könne, als welches von dem Gebrauche selbst gebilliget wird.

Wir müssen uns nunmehr zu den guten Charakteren selbst wenden, welche hauptsächlich in der Komödie, von welcher wir handeln, angebracht werden, und müssen untersuchen, auf was für Weise Vergnügen und Ergötzung daraus entspringen könne. Die Ursache hiervon ist ohne Zweifel in der Natur der Menschen und in der wunderbaren Kraft der Tugend zu suchen. In unsrer Gewalt wenigstens ist es nicht, ob wir das, was gut, rechtschaffen und löblich ist, billigen wollen oder nicht. Wir werden durch die natürliche Schönheit und den Reiz dieser Dinge dahin gerissen: und auch der allernichtswürdigste Mensch findet, gleichsam wider Willen, an der Betrachtung einer vortreflichen Gemüthsart, Vergnügen, ob er sie gleich weder selbst besitzt, noch sie zu besitzen, sich einige Mü-

he giebt. Diejenigen also, aus welchen eine große und zugleich gesellschaftliche Tugend hervorleuchtet, pflegen uns, so wie im gemeinen Leben, also auch auf der Bühne werth und angenehm zu seyn. Doch dieses würde nur sehr wenig bedeuten wollen, wenn nicht noch andre Dinge dazu kämen. Die Tugend selbst gefällt auf der Bühne, wo sie vorgestellt wird, weit mehr als im gemeinen Leben. Denn da bey Betrachtung und Bewunderung eines rechtschafnen Mannes, auch oft zugleich der Neid sich mit einmischet, so bleibt er doch bey dem Anblicke des bloßen Bildes der Tugend weg, und anstatt des Neides wird in dem Gemüthe eine süße Empfindung des Stolzes und der Selbstliebe erweckt. Denn wenn wir sehen, zu was für einem Grade der Vortreflichkeit die menschliche Natur erhoben werden könne, so dünken wir uns selbst etwas grosses zu seyn. Wir gefallen uns also in jenen erdichteten Personen selbst, und die auf die Bühne gebrachte Tugend fesselt uns desto mehr, je leichter die Sitten sind, welche den guten Personen beygelegt werden, und je mehr ihre Güte selbst, welche immer mäßig und sich immer gleich bleibet, nicht so wohl die Frucht von Arbeit und Mühe, als vielmehr ein Geschenke der Natur zu seyn scheint. Mit einem Worte, so wie wir bey den lächerlichen Personen, der Bühne uns selbst freuen, weil wir ihnen nicht ähnlich scheinen; eben so freuen wir uns über unsere

eigne

eigne Vortreflichkeit, wenn wir gute Gemüthsarten betrachten, welches bey den heroischen Tugenden, die in der Tragödie vorkommen, sich seltner zu ereignen pflegt, weil sie von unsern gewöhnlichen Umständen allzuentfernt sind. Ich kann mir leicht einbilden, was man hierwieder sagen wird. Man wird nehmlich einwerfen, weil die Erdichtung alltäglicher Dinge weder Verlangen, noch Bewunderung erwecken könne, so müßte nothwendig die Tugend auf der Bühne grösser und glänzender vorgestellet werden, als sie im gemeinen Leben vorkomme; hieraus aber scheine zu folgen, daß dergleichen Sittenschilderungen, weil sie übertrieben worden, nicht sattsam gefallen könnten. Dieses nun wäre freylich zu befürchten, wenn nicht die Kunst dazu käme, welche das, was in einem Charakter Maaß und Ziel zu überschreiten scheinet, so geschickt einrichtet, daß das ungewöhnliche wenigstens wahrscheinlich scheinet. Ein Schauspiel, welches einem Mägdchen von geringem Stande, Zierlichkeit, Witz und Lebensart geben wollte, würde den Beyfall der Zuschauer wohl nicht erlangen. Denn

Si dicentis erunt fortunis absona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Allein wenn man voraussetzt, dieses Mägdchen sey, von ihren ersten Jahren an, in ein vornehmes

Haus gekommen, wo sie Gelegenheit gefunden habe, ihre Sitten und ihren Geist zu bessern: so wird alsdann die zuerst unwahrscheinliche Person wahrscheinlich. Weit weniger aber können uns auserlesene Sitten und edle Empfindungen bey denjenigen anstößig seyn, von welchen wir wissen, daß sie aus einer ansehnlichen Familie entsprungen sind, und eine sorgfältige Erziehung genossen haben. Die Wahrscheinlichkeit aber ist hier, nicht so wohl nach der Wahrheit der Sache, als vielmehr nach der gemeinen Meinung zu beurtheilen; so daß es gar nicht darauf ankömmt, ob es wirklich solche rühmliche Leute, und wie viele es derselben giebt, sondern daß es genug ist, wenn viele, so etwas zu seyn scheinen. Dieses findet auch bey den tadelhaften Charakteren Statt, die deswegen nicht zu gefallen aufhören, ob sie schon die Beyspiele des gemeinen Lebens überschreiten *. So wird der Geitzige in dem Lustspiele, ob er gleich weit geitziger ist, als alle die Geitzigen, die man alltäglich sieht, doch nicht mißfallen. Der Thraso bey dem Terenz ist so närrisch, daß er den Gnatho und seine übrigen Knechte, als ob es Soldaten wären, ins Gewehr ruft, daß

* Hiervon haben die Verfasser der Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, S. 266. und fol. sehr geschickt gehandelt.

Die Abhandlung, welche der Herr Professor hier mit seinem Beyfalle beehrt, ist von dem seel. Hrn. Mylius.

daß er sich zu ihrem Heerführer macht, und einem jeden seine Stelle und seine Pflicht anweiset: ob nun aber gleich vielleicht niemals ein Soldate so großsprechrisch gewesen ist, so ist dennoch die Person des Thraso, weil sie sonst alles mit den Großsprechern gemein hat, der Wahrheit nicht zuwider. Eben dieses geschieht auch auf der andern Seite, wenn nehmlich die Vortreflichkeit einer Person auf gewisse Art gemäßiget, und ihr, durch die genaue Beobachtung der Wahrscheinlichkeit in den andern Stücken, nachgeholfen wird. Es finden sich übrigens in uns verschiedne Empfindungen, welche dergleichen Charaktere glaubwürdig machen, und das übertriebne in denselben zu bemerken verhindern. Wir wünschen heimlich, daß die rechtschafnen Leute so häufig als möglich seyn möchten, gesetzt auch, daß uns nicht so wohl der Reitz der Tugend, als die Betrachtung der Nützlichkeit, diesen Wunsch abzwinget; und alles was der menschlichen Natur in einem solchen Bilde rühmliches beygeleget wird, das glauben wir, werde uns selbst beygelegt, Daher kömmt es, daß die guten Charaktere, ob sie gleich noch so vollkommen sind, und alle Beyspiele übertreffen, in der Meinung die wir von unsrer eignen Vortreflichkeit, und von der Nützlichkeit der Tugend haben, ihre Vertheidigung finden. Wenn nun also diese Charaktere schon des Vergnügens wegen, welches sie verursachen, billig in dem Lust-

spiele können gebraucht werden, so hat man noch weit mehr Ursache, sie in Betrachtung ihrer Nützlichkeit anzuwenden. Die Abschilderungen tadelhafter Personen zeigen uns bloß das Ungereimte, das Verkehrte und Schändliche; die Abschilderungen guter Personen aber zeigen uns das Gerechte, das Schöne und Löbliche. Jene schrecken von den Lastern ab; diese feuern zu der Tugend an, und ermuntern die Zuschauer, ihr zu folgen. Und wie es nur etwas geringes ist, wenn man dasjenige, was übel anstehet, kennet, und sich vor demjenigen hüten lernet, was uns dem allgemeinen Tadel aussetzt; so ist es Gegentheils etwas sehr großes und ersprießliches, wenn man das wahre Schöne erkennt, und gleichsam in einem Bilde sieht, wie man selbst beschaffen seyn solle. Doch diese Kraft haben nicht allein die Reden, welche den guten Personen beygelegt werden; sondern auch dasjenige, was in dem Stücke löbliches von ihnen verrichtet und uns vor die Augen gestellet wird, giebt uns ein Beyspiel von dem, was in dem menschlichen Leben schön und rühmlich ist. Wenn also schon dergleichen Schauspiele, dem gewöhnlichen und angenommenen Gebrauche nach, sich mit Recht den Namen der Komödien nicht anmaaßen können; so verdienen sie doch wenigstens die Freyheiten und Vorzüge der Komödie zu genießen, weil sie nicht allein ergötzen, sondern auch nützlich sind, und also denjenigen

Drama=

Dramatischen Stücken beygezehlt werden können, welche **Wehrenfels**, am angeführten Orte, mit folgenden Worten verlangt. „Endlich sollen unsre Komödien so beschaffen seyn, „daß sie Plato in seiner Republick dulden, Cato „mit Vergnügen anhören, Vestalinnen ohne „Verletzung ihrer Keuschheit sehen, und was „das vornehmste ist, Christen aufführen und „besuchen können.„ Diejenigen wenigstens, welche Komödien schreiben wollen, werden nicht übel thun, wenn sie sich unter andern auch darauf befleißigen, daß ihre Stücke eine stärkere Empfindung der Menschlichkeit erregen, welche so gar mit Thränen, den Zeugen der Rührung, begleitet wird. Denn wer wird nicht gerne manchmal auf eine solche Art in Bewegung gesetzt werden wollen; wer wird nicht dann und wann diejenige Wollust, in welcher das ganze Gemüth gleichsam zerfließt, derjenigen vorziehen, welche nur, so zu reden, sich an den äußern Flächen der Seele aufhält? Die Thränen, welche die Komödie auspresset, sind dem sanften Regen gleich, welcher die Saaten nicht allein erquickt, sondern auch fruchtbar macht. Dieses alles will ich nicht darum angeführt haben, als ob jene alte fröhliche Komödie aus ihrem rechtmäßigen Besitze zu vertreiben wäre; (sie bleibe vielmehr ewig bey ihrem Ansehen und ihrer Würde!) sondern bloß darum, daß man diese neue Gattung in ihre Gesellschaft aufnehmen

men möge, welche, da die gemeinen Charaktere erschöpft sind, neue Charaktere, und also einen reichern Stof zu den Fabeln darbiethet, und zugleich die Art des Vortrags ändert. Wenn es Leute giebt, welche nur deswegen den Komödien beywohnen wollen, damit sie in laute Gelächter ausbrechen können, so weis ich gewiß, daß sich die **Terenze** und die **Destouches** wenig um sie bekümmern werden. Denjenigen aber zu mißfallen, welche nichts als eine ausgelassene und wilde Possenlust vergnügt, wird wohl keine allzugrosse Schande seyn. Es werden auch nach uns einmal Richter kommen; und auch auf diese sollten wir sehen. **Flaccus** hat schon einmal sein critisches Ansehen gebraucht, und den Ausspruch gethan:

> At proavi nostri Plautinos & numeros &
> Laudavere sales; nimium patientèr utrumque
> (Ne dicam stulte) mirati.

Vielleicht werden sich auch einmal welche finden, die uns darum tadeln, daß wir bey Annehmung des rührenden Lustspiels, uns allzuunleidlich, ich will nicht sagen, allzuhartnäckig erwiesen haben.

* * *

So weit der Hr. Prof. **Gellert**! Ich würde meinen Lesern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daß sie es nunmehr von selbst wissen

könnten, auf welche Seite die Wage den Ausschlag thue. Ich will zum Ueberflusse, alles, was man für und wider gesagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal übersehen kann. Ich will sie so einrichten, daß sie, wo möglich, alles Mißverstänndniß heben, und alle schweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine solche darunter verstanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspressende Scenen hat; oder eine solche, welche aus nichts als dergleichen Scenen besteht? Meinet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden sind, oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erste Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernst abwechseln, ist offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals darwieder etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyspiele der alten Dichter vertheidigen sie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichste ist, und Lachen zu erregen nicht selten Witz und Anständigkeit, wie man sagt, bey Seite gesetzt hat, **Plautus** hat die Gefangen gemacht und, was noch mehr ist, dem **Philemon** seinen

Schatz

Schatz, unter der Aufschrift **Trinummus** abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen kosten müssen. Im **Moliere** selbst, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht. Was man von dem schleinigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem unnatürlichen desselben gesagt hat; betrift nicht die Sache selbst, sondern die ungeschickte Ausführung. Man sehe das Exempel, welches der Franzose aus dem Schauspiele, **Simson**, anführt. Freylich muß der Dichter gewisse Staffeln, gewisse Schattirungen beobachten, und unsre Empfindungen niemals einen Sprung thun lassen. Von einem Aeussersten plötzlich auf das andre gerissen werden, ist ganz etwas anders, als von einem Aeussersten allmälig zu dem andern gelangen.

Es muß also die andre Gattung seyn, über die man hauptsächlich streitet; diejenige nehmlich, worinne man gar nicht lacht, auch nicht einmahl lächelt; worinne man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kan man eine doppelte Frage thun. Man kann fragen, ist ein solches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verstanden hat? Und darauf antwortet Hr. **Gellert** selbst Nein.

Ist

Ist es aber gleichwohl ein Schauspiel, welches nützlich und für gewisse Denkungsarten angenehm seyn kann? Ja; und dieses kann der französische Verfasser selbst nicht gänzlich in Abrede seyn.

Worauf kömmt es also nun noch weiter an? Darauf, sollte ich meinen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauspiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie bestimme, und nach Maaßgebung dieser Bestimmung entscheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müsse oder nicht? Ich habe schon gesagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieserwegen unter andern darauf berufen, daß man den **Destouches** niemals mit dem la **Chaussee** in eine Klasse gesetzt hat, und daß die hartnäckigsten Feinde des letztern, niemals dem erstern den Ruhm eines vortreflichen komischen Dichters abgesprochen haben, so viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in seinem Stücke auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieses allein wahre Komödien sind, welche so wohl Tugenden als Laster, so wohl Anständigkeit als Ungereimtheit schildern, weil sie eben durch diese Vermischung ihrem Originale, dem menschlichen Leben, am nächsten kommen. Die Klugen und Thoren sind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß ist, daß die erstern von

den letztern an der Zahl übertroffen werden, so ist doch eine Gesellschaft von lauter Thoren, beynahe eben so unwahrscheinlich, als eine Gesellschaft von lauter Klugen. Diese Erscheinung ahmet das Lustspiel nach, und nur durch die Nachahmung derselben ist es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, sondern beydes zugleich in einem Lichte vorzustellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man sieht leicht, daß man von diesem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man schon längst den Namen des Possenspiels gegeben, dessen charakteristische Eigenschaft darinne besteht, daß es nichts als Laster und Ungereimtheiten, mit keinen andern als solchen Zügen schildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieses Lachen nun ein nützliches oder ein sinnloses Lachen seyn. Edle Gesinnungen, ernsthafte Leidenschaften, Stellungen, wo sich die schöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demselben ganz und gar weg; und wenn es ausserdem auch noch so regelmäßig ist, so wird es doch in den Augen strenger Kunstrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worinne wird also die andre Abweichung bestehen? Ohnfehlbar darinne, wenn man nichts als Tugenden und anständige Sitten, mit keinen andern als solchen Zügen schildert, welche Bewunderung

und

und Mitleid erwecken, beydes mag nun einen Einfluß auf die Beßrung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satyre, lächerliche Ausschweifungen, Stellungen, die den Narren in seiner Blöße zeigen, sind gänzlich aus einem solchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein solches Stück nennen? Jedermann wird mir zuruffen: das eben ist die weinerliche Komödie! Noch einmal also mit einem Worte; das **Possenspiel** will nur zum Lachen bewegen; das **weinerliche Lustspiel** will nur rühren; die wahre **Komödie** will beydes. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beyden erstern in eine Klasse setzen will; es ist noch immer der Unterscheid zwischen beyden, der zwischen dem Pöbel und Leuten von Stande ist. Der Pöbel wird ewig der Beschützer der Possenspiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten suchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein ist für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beyfall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu stiften. Was sie bey dem einen nicht durch die Schahm erlangt, das erlangt sie durch die Bewunderung; und wer sich gegen diese verhärtet, dem macht sie jene fühlbar. Hieraus scheinet die Regel des **Contrasts**, oder der **Abstechung**, geflossen zu seyn, vermöge wel-

cher man nicht gerne eine Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gerne zugebe, daß sie auch darinne gegründet ist, daß ohne sie der Dichter seine Charaktere nicht wirksam genug vorstellen könnte.

Dieses nun, sollte ich meinen, bestimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er ist nehmlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den sich die wahre Komödie vorstellet; und auch von dieser Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab. Ihre Zuschauer wollen ausgesucht seyn, und sie werden schwerlich den zwanzigsten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch gesetzt sie machten die Helfte derselben aus. Die Aufmerksamkeit, mit der sie zuhören, ist, wie es der Herr Prof. **Gellert** selbst an die Hand giebt, doch nur ein Kompliment, welches sie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Beßrung erfolgen könne, sehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edlen Gesinnungen, und der großmüthigen Thaten, die er siehet und höret, desto eher fähig zu seyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und sich mit demselben zu vergleichen Gelegenheit findet. Er bleibt was er ist, und bekömmt von den guten Eigenschaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er sie schon besitze.

Wie steht es aber mit dem Namen? Der Name ist etwas sehr willkührliches, und man

könnte unserer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer Komödie gäben, wenn sie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Recht zu, weil sie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, sonder bloß eine Untergattung der Komödie ist.

Ich wiederhohle es aber noch einmal, daß dieses alles nur auf diejenigen Stücke gehet, welche völlig den Stücken des la Chaussee ähnlich sind. Ich bin weit entfernt, den Herrn **Gellert** für einen eigentlichen Nachahmer desselben auszugeben. Ich habe beyde zu wohl gelesen, als daß ich in den Lustspielen des letztern, nicht noch genug lächerliche Charaktere und satyrische Züge angetroffen haben sollte, welche aus den Lustspielen des erstern ganz und gar verwiesen sind. Die rührenden Scenen sind bey dem Herrn **Gellert** nur die meisten; und ganz und gar nicht die einzigen. Wer weis aber nicht, daß das mehrere oder wenigere, wohl die verschiedne Gemüthsart der Verfasser anzeigt, nicht aber einen wesentlichen Unterscheid ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meinung vor aller Mißdeutung zu sichern.

II.

Leben
des
Herrn Jacob Thomson.

Thomson ist auch in Deutschland als ein großer Dichter nicht unbekannt. Seine **Jahrszeiten** sind von denen, welche ihn in seiner Sprache nicht lesen können, in der Uebersetzung des Herrn **Brockes** bewundert worden, so viel sie auch von ihrer Schönheit darinne verlohren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Uebersetzung seines **Agamemnons** erhalten, deren ich weiter unten mit mehrern gedenken werde. Es wäre schlecht, wenn beydes seine Leser nicht sollte begierig gemacht haben, nähere Umstände von dem Verfasser zu wissen. Man erlaube mir also, daß ich mir schmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derselben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig seyn vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Diese sind die **Lebensbeschreibungen der Dichter Großbritanniens und Irrlands,** * welche im vorigen Jahren

* The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.

Jahre in fünf Duodezbänden zu London heraus kamen. Es haben verschiedene daran gearbeitet, der vornehmste Verfasser aber, der auf dem Titel genennt wird, ist Herr **Cibber**, welcher auch die Leben der berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen Englands heraus gegeben hat.* Aus diesem Werke also, welches Lobsprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn **Thomson** angehet, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatralischen Dichters betrachtet.

Jacob Thomson war der Sohn eines Geistlichen der Schottischen Kirche, in dem Presbyteriate von **Jedburgh**.

Er ward an eben dem Orte gebohren, wo sein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Seine erste Erziehung genoß er in einer Privatschule der dasigen Gegend. In seinen ersten Jahren zeigte er so wenig ein besonders Genie, daß ihn vielmehr sein Lehrmeister, und alle die mit seiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichsten und schlechtesten Gaben zutrauten.

Als er auf gedachter Schule die lateinische und griechische Sprache lernte, besuchte er oft einen Geistlichen, dessen Kirchspiel mit dem Kirchspiele seines Vaters in eben demselben

* The Lives aud Characters of the most eminent Actors and Actresses of Great Britain, aud Ireland, from Shakespear to the present Time &c.

Presbyteriate lag. Es war dieses der Herr **Rickerton**, ein Mann von so besondern Eigenschaften, daß sehr viel Leute von Einsicht, und Herr **Thomson** selbst, welcher mit ihm umumging, erstaunten, so große Verdienste an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu sehen, wo er weder Gelegenheit hatte sich zu zeigen, noch sonst mit Gelehrten umzugehen, außer etwa bey den periodischen Zusammenkünften der Geistlichen.

Ob nun schon der Lehrmeister unsers **Thomsons** seinen Schüler kaum mit einem sehr geringen Verstande begabt zu seyn glaubte, so konnte sich doch den Augen des Hrn. **Rickerton** dessen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poesie bey ihm, wie er denn auch nach der Zeit noch verschiedne von den ersten Versuchen, die Hr. **Thomson** in dieser Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unser junge Dichter, durch den fernern Umgang mit dem Hrn. **Rickerton** sehr zu, welcher ihm die Liebe zu den Wissenschaften einflößte. Und die Einsicht in die natürliche und sittliche Philosophie, welche er hernach in seinen Werken zeigte, hatte er vielleicht nur den Eindrücken dieses Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Hr. **Rickerton** den jungen **Thomson** für einen Menschen ohne alle

Gabe

Gabe hielt, sondern vielmehr ein sehr feines Genie an ihm wahrnahm: so hätte er sich doch, wie er oft selbst gestanden, niemals eingebildet, daß er es so weit bringen und auf eine so erhabne Staffel unter den Dichtern gelangen sollte. Als er daher zuerst **Thomsons Winter** zu sehen bekam, welches in einem Buchladen zu **Edinburgh** geschah, erstaunete er ganz, und ließ, nachdem er die ersten Zeilen desselben, welche nicht erhabener seyn könnten, gelesen hatte, das Buch vor Verwundrung und Entzücken aus den Händen fallen.

Nachdem Hr. **Thomson** die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der todten Sprachen anf der Schule zugebracht, ward er auf die Universität nach **Edinburg** geschickt, wo er seine Studien enden und sich zu dem geistlichen Amte tüchtig machen sollte. Hier machte er eben so wenig als auf der Schule eine grosse Figur; seine Mitschüler dachten sehr verächtlich von ihm, und die Lehrer selbst, unter welchen er studirte, hatten keinen bessern Begrif von seiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philosophischen Klassen durchgegangen war, ward er als ein Candidat des h. Predigtamts, in das theologische Collegium aufgenommen, in welchem die Studierenden sechs Jahr verziehen müssen, ehe sie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwey Jahr in diesem theologischen Collegio, dessen Professor damals Hr. William

liam Hamilton war, als ihm von diesem eine Rede über die Macht des höchsten Wesens auszuarbeiten, aufgetragen ward. Als es seine Mitschüler erfuhren, hielten sie sich nicht wenig über die schlechte Beurtheilungskraft des Professors anf, eine so fruchtbare Materie einem jungen Menschen aufzugeben, von dem man sich ganz und gar nichts versprechen konnte. Doch als Herr Thomson seine Rede ablegte, fanden sie Ursache, sich ihre eigene schlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß sie einen Menschen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Diese Rede war se erhaben, daß sowohl der Professor als die Studierenden, welche sie halten hörten, darüber erstaunten. Sie war in reimlosen Versen abgefaßt, welches aber Hr. Hamilton daran aussetzte, weil es sich zu dieser Materie nicht schicke. Verschiedne von den Mitgliedern des Collegii, welche ihm den durch diese Rede erlangten Ruhm nicht gönnten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebstahl begangen haben, und gaben sich daher alle Mühe, ihn zu entdecken. Doch ihr Nachforschen war vergebens, und Hr. Thomson blieb in dem unverkürzten Besitze seiner Ehre, so lange er sich auf der Universität aufhielt.

Man weis eigentlich nicht, warum Herr Thomson den Vorsatz, in das heilige Predigtamt zu treten fahren ließ. Vielleicht glaubte

te er, dieser Stand sey zu strenge, als daß er sich mit der Freyheit seiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er sich auch selbst und glaubte, daß er sich, in Ansehung seiner Gaben, auf etwas grösseres Rechnung machen könnte, als ein Presbyterianischer Geistlicher zu werden: denn selten pflegt sich ein grosses Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit einer jährlichen Einkunft von sechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer schlechten Provinz, zu begnügen, welches doch gewiß das Schicksal des Herrn **Thomson** gewesen wäre, wenn sich seine Absichten nicht über die Sphäre eines Predigers der schottischen Kirche erstreckt hätten.

Nachdem er also alle Gedanken auf den geistlichen Stand aufgegeben hatte, so war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, sich zu zeigen und sich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülflich seyn könnten. Weil aber der Theil der Welt, wo er sich jetzo befand, ihm ganz und gar keine Hofnung hierzu machen konnte, so fing er an, sein Augenmerk auf die Hauptstadt zu richten.

Das erste Gedicht des Hrn. **Thomsons**, welches ihm einiges Ansehen bey dem Publico erwarb, war sein **Winter**, dessen schon gedacht worden; doch hatte er auch schon wegen verschiedner andern Stücke, noch ehe er sein Vaterland verließ, den Beyfall deren, welchen sie zu Gesichte gekommen waren, erhalten. Er

machte eine Paraphrasin über den 104ten Psalmen, welche er seinen Freunden abzuschreiben erlaubte, nachdem sie vorher von dem Hrn. **Rickerton** war gebilliget worden. Diese Paraphrasis kam endlich durch verschiedne Wege in die Hände des Hrn. **Auditor Benson**, welcher seine Verwunderung darüber entdeckte, und zugleich sagte, wenn der Verfasser in London wäre, so würde es ihm schwerlich an einer seiner Verdienste würdigen Aufmunterung mangeln. Diese Anmerkung ward dem Hrn. **Thomson** durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen so starken Eindruck bey ihm, daß er seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu nehmen, beschleinigte. Er machte sich alsobald nach **Newcastle**, wo er zu Schiffe ging, und in **Billinsgate** anlandete. Als er angekommen war, ließ er seine unmittelbare Sorge seyn, den Herrn **Mallet**, seinen ehemaligen Schulkameraden zu besuchen, welcher jetzo in **Hannover-Square** lebte, und zwar als Hofmeister bey dem Herzoge von **Montrose** und seinem verstorbnen Bruder dem Lord **Graham**. Ehe er aber in **Hannover-Square** anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich ist. Er hatte von einem vornehmen Manne in **Schottland** Empfehlungsschreiben an verschiedne Standespersonen in **London** mitbekommen, die er sehr sorgfältig in sein Schnupftuch eingewickelt hatte. Als er nun durch die Gassen schlenderte,

konnte

konnte er die Grösse, den Reichthum und die verschiednen Gegenstände, die ihm alle Augenblicke in dieser berühmten Hauptstadt vorkamen, nicht genug bewundern. Er blieb oft stehen, und sein Geist war mit diesen Scenen so erfüllt, daß er auf das beschäftigte Gedrenge um sich herunt wenig Achtung gab. Als er nun endlich den Weg nach Hannover-Square, in einer zehnmahl längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurück gelegt hatte, und daselbst ankam, fand er, daß er seine Neugierde habe bezahlen müssen; man hatte ihm nehmlich das Schnupftuch aus dem Schupsacke gezogen, in welches die Briefe eingewickelt waren. Dieser Zufall würde einem, der weniger philosophisch gewesen wäre, als Hr. Thomsom, sehr empfindlich gewesen seyn; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft selbst seine Freude durch die Erzehlung desselben zum lachen.

Es ist natürlich, daß Hr. Thomson, nach seiner Ankunft in die Stadt, verschiednen von seinen Bekannten das Gedichte auf den Winter zeigte. Es bestand Anfangs aus abgerissenen Stücken und gelegentlichen Beschreibungen, die er auf des Hrn. Mallets Rath hernach in ein Ganzes zusammenbrachte. So vielen Beyfall es nun auch etwa fand, so wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bey seinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verschiednen Buchhändlern

ver-

vergebens anzubiethen, welche die Schönheit desselben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch sich eines unbekannten Fremdlings wegen, dessen Name keine Anpreisung seyn konnte, in Unkosten setzen wollten. Endlich both es Hr. **Mallet** dem Hrn. **Millan**, jetzigem Buchhändler in **Charing-croß** an, der es auch ohne Umstände übernahm, und drucken ließ. Eine Zeitlang glaubte Hr. **Millan** sehr schlecht gefahren zu seyn; es blieb liegen und nur sehr wenige Exemplare wurden davon verkauft, bis endlich die Vortreflichkeit desselben durch einen Zufall entdeckt ward. Ein gewisser Herr **Whatley**, ein Mann von einigem Geschmacke in den Wissenschaften, der aber die Bewunderung alles dessen, was ihm gefiel, bis zum Enthusiasmus übertrieb, warf ungefehr die Augen darauf; und weil er verschiednes fand, was ihn vergnügte, so las er es ganz durch und erstaunte nicht wenig, daß ein solches Gedicht eben so unbekannt, als sein Verfasser sey. Er erfuhr von dem Buchhändler die jezt gedachten Umstände, und in der Entzückung ging er von einem Kaffehause auf das andre, posaunte die Schönheiten seines Dichters aus, und both alle Leute von Geschmack auf, eines von den größten Genies, die jemals erschienen wären, aus seiner Dunkelheit zu retten. Dieses Verfahren hatte eine sehr glückliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedichte

lasen,

lasen, glaubten den Hrn. Whatley keiner Uebertreibung beschuldigen zu dürfen, weil sie es selbst so vortreflich fanden, daß sie sich glücklich schäzten, einem Manne von solchen Verdienste Gerechtigkeit wiederfahren zulassen.

Das Gedicht auf den Winter ist ohne Zweifel das am meisten vollendete und zugleich das mahlerischste von seinen Jahrszeiten. Es ist voll grosser und lebhafter Scenen. Die Schöpfung scheinet in dieser Jahrszeit in Trauer zu seyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholische Bildung an. Eine so poetische Einbildungskraft, als des Thomsons seine war, konnte also keine andre, als die grausesten und schrecklichsten Bilder darbiethen, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die Dünste, Stürme und Wolken, die er so schön schildert, erfüllen. Die Beschreibung ist die eigene Gabe des Thomsons; wir zittern bey seinem Donner im Sommer; wir frühren bey der Kälte seines Winters; wir werden erquickt, wenn sich die Natur bey ihm erneuert, und der Frühling seinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote ist hier mitzunehmen. Sobald der Winter gedruckt war, schickte Hr. Thomson seinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Hrn. Joseph Mitchel ein Exemplar zum Geschenke. Dieser fand sehr wenig darinne,

ne, was nach seinen Gedanken zu billigen wäre, und schickte ihm folgende Zeilen zu:

Beauties and faults so thick lie scatter'd here,
Those i could read, if these were not so near.

d. i. Schönheiten und Fehler liegen hier sehr dicke unter einander. Ich könnte jene gelesen haben, wenn diese ihnen nicht so nahe wären. Hr. Thomson antwortete hierauf aus dem Stegreife:

Why all not faults, injurious Mitchell; why
Appears one beauty to thy blasted eye;
Damnation worse than thine, if worse can be,
Is all i ask, and all i want from thee.

d. i. Warum siehest du nicht überall Fehler, ehrenrühriger Mitchell? Warum entdeckt sich deinem verdorbenen Auge auch einige Schönheit? Noch eine ungerechtere Verdammung, wenn es eine ungerechtere giebt, ist alles, was ich von dir verlange, und alles was ich von dir erwarte. Auf die Vorstellung, die ein Freund dem Hrn. Thomson that, daß man den Ausdruck blasted eye (verdorbenes Auge)

Auge) für eine persönliche Anzüglichkeit annehmen könnte, weil Herr **Mitchell** wirklich dieses Unglück hatte, änderte er das Beywort blasted in blasting. (verderbend.)

Weil der **Winter** einen so allgemeinen Beyfall fand, so ward Herr Thomson, besonders auf das Anrathen des Herrn **Mallet** bewogen, auch die andern drey Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben so wohl glückte. Die, welche davon zuerst ans Licht trat, war der Herbst; hierauf folgte der **Frühling** und endlich der Sommer.

Von jedem dieser vier Stücke, als ein besonders Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Ansehung des Plans fehlerhaft sey. Nirgends zeigt sich ein besonderer Zweck; die Theile sind einer den andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieses ist vielleicht ein Fehler der von einer so abwechselnden Materie untrennbar war. Genug, daß er sich keiner Unfüglichkeit schuldig gemacht, sondern durchgängig lauter solche Scenen geschildert hat, die jeder Jahrszeit besonders zukommen.

Was den poetischen Ausdruck in den Jahrszeiten anbelangt, so ist dieser dem Herrn Thomson gänzlich eigen: er hat eine Menge zusammengesetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geschaffen. Man hat seine

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Schreibart als sonderbar und steif getadelt, und wenn man dieses auch schon nicht gänzlich leugnen kann, so muß man doch zugestehen, daß sie sich zu den Beschreibungen vortreflich wohl schicket. Der Gegenstand, den er mahlet, stehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem seinen Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergrösserungsglas, welches alle kleine Schönheiten desselben zu entdecken fähig ist, betrachten, ob es gleich noch so schlecht gefaßt ist, als durch ein anders, welches zu dieser Absicht nichts taugt, aber sonst mit vielen Zierathen versehen ist? **Thomson** ist in seiner Manier ein wenig steif; aber seine Manier ist neu; und es ist niemals ein vorzügliches Genie aufgestanden, welches nicht seine eigene Weise gehabt hätte. So viel ist wahr, daß sich die Schreibart des Herrn **Thomsons** zu den zärtlichen Leidenschaften nicht allzuwohl schickt, welches man näher einsehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatischen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar sehr, aber doch nicht so sehr, als in andern Gattungen der Dichtkunst geglänzet hat.

Die Vortreflichkeit dieser Gedichte hatte unserm Verfasser die Bekanntschaft verschiedner Personen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabnen Talente berühmt waren. Unter den letztern be-

fand sich der Dr. Rundle, nachheriger Bischof von Derry, welchem der Geist der Andacht, der überall in den Jahrszeiten hervorstrahlet, so wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundschaft des verstorbenen Kanzlers Talbot empfahl, der ihm die Aufsicht über seinen ältesten Sohn anvertraute, welcher sich eben zu seiner Reise nach Franckreich und Italien fertig machte.

Mit diesem jungen Edelmanne hielt er sich drey Jahr lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel seinen Geist durch die vortrefflichen Denkmähler des Alterthums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung die er zwischen dem neuen Italien und dem Begriffe anstellte, den er von den alten Römern hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall seine Freyheit, in drey Theilen zu schreiben. Der erste Theil enthält die Vergleichung des alten und neuen Italiens; der zweyte Griechenland, und der dritte Britannien. Das ganze Werk ist an den ältesten Sohne des Lord Talbots gerichtet, welcher im Jahre 1734. auf seinen Reisen starb.

Unter den Gedichten des Herrn Thomsons findet sich auch eines zum Andenken des Isaac Newtons, von welchem wir nichts mehr sagen wollen, als dieses, daß er durch dieses Stück allein, wenn er auch sonst nichts mehr geschrieben hätte, eine vorzüglichen Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728. schrieb Herr **Thomson** ein Gedicht, welches er **Britannia** nennte. Sein Vorsatz war darinne, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieses Gedicht ist bey weiten nicht eines von seinen besten.

Auf den Tod seines großmüthigen Beförderers des Lord **Talbots**, welchen die ganze Nation mit dem Herrn **Thomson** zugleich aufrichtig betauerte, schrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfassers, und dem Andenken des großen Mannes, den er darinne gepriesen hatte, Ehre machte. Er genoß, bey Lebzeiten des Kanzler **Talbots**, eine sehr einträgliche Stelle, die ihm dieser würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geist seines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach seinem Tode behielt der Nachfolger desselben diese Stelle dem Hrn. **Thomson** vor, und wartete nur darauf, bis dieser zu ihm kommen, und durch Beobachtungen einiger kleinen Formalitäten, sie in Besitz nehmen würde. Doch dieses versäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, so daß zuletzt seine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel

Unter die letzten Werke des Hrn. **Thomsons** gehöret seine **Burg der Trägheit**, (Castle

(Castle of Indolence) ein allegorisches Gedicht von so ausserordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieses einzige Stück zeige mehr Genie und poetische Beurtheilungskraft, als alle seine andern Werke. Es ist in dem Stile des **Spencers** geschrieben, welchen die Engländer in den allegorischen Gedichten eben so nachahmen, als die Franzosen den Stil des **Marots** in den Erzehlungen und Sinnschriften.

Es ist nunmehr Zeit den Hrn. **Thomson** auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unsrer Absicht eine nähere Verwandtschaft hat; nehmlich auf der Seite eines dramatischen Dichters. Im Jahre 1730, ungefehr in dem sechsten Jahre seines Aufenthalts in London, brachte er seine erste Tragödie, unter dem Titel **Sophonisbe,** auf die Bühne, die sich auf die Karthaginensische Geschichte dieser Prinzeßin gründet, welche der bekannte **Nathaneel Lee** gleichfalls in ein Trauerspiel gebracht hat. Dieses Stück ward von dem Publico sehr wohl aufgenommen. Die Mad. **Oldfield** that sich in dem Character der **Sophonisbe** ungemein hervor, welches Hr. **Thomsom** selbst in seiner Vorrede gestehet. „Ehe ich schliesse, sagte er, „muß ich noch bekennen, wie sehr ich denjenigen, welche mein Trauerspiel vorgestellt haben, verbunden bin. Sie haben in der That „mir mehr als Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

„sen. Was ich dem **Masinissa** nur liebens-
„würdiges und einnehmendes gegeben hatte, al-
„les dieses hat Hr. **Wilk** vollkommen ausge-
„drückt. Auch die **Mad. Oldfield** hat ihre
„**Sophonisbe** unverbesserlich gespielt; schöner
„als es der zärtlichste Eigensinn eines Verfassers
„verlangen, oder sich einbilden kann. Der Reitz,
„die Würde und die glückliche Abwechslung aller
„ihrer Stellungen und Bewegungen hat den
„durchgängigsten Beyfall erhalten, und ihn auch
„mehr als zu wohl verdient.

Bey der ersten Vorstellung dieses Trauerspiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Hr. **Thomson** läßt eine von seinen Personen gegen die **Sophonisbe** folgende Zeile sagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe O!

Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut schrie:

O Jacob Thomson, Jacob Thomson O!

So ungesittet es nun auch war, die Vorstellung durch einen so lächerlichen Einfall zu unterbrechen, so kann man doch das falsch Pathetische dieser getadelten Zeile nicht leugnen, und ein tragischer Dichter muß es sich zur Warnung dienen lassen, ja wohl auf sich Acht zu haben, daß er nicht schwülstig wird, wenn er erhaben seyn will - - Hr. **Thomson** mußte nothwendig an dem

dem ersten Tage seines Trauerspiels alle die Bewegungen und Besorgnisse eines jungen Schriftstellers empfinden; er hatte sich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der obersten Gallerie gemacht, wo er die Vorstellung ungehindert abwarten könnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu stark bey ihm, als daß er sich hätte enthalten können, die Rollen den Schauspielern nachzusagen, und manchmal bey sich zu murmeln: „nun muß die Scene kommen; nun muß das „geschehen.„ Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des grossen Gedrengs keinen Platz, als auf der Gallerie, hatte finden können, als der Verfasser entdeckt.

Nach einem Zwischenraume von vier Jahren brachte Thomson seine zweyte Tragödie, den Agamemnon, zum Vorscheine. Hr. Pope gab bey dieser Gelegenheit einen sehr merklichen Beweis seiner grossen Gewogenheit gegen den Hrn. Thomson; er schrieb seinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erste Vorstellung mit seiner Gegenwart. Weil er seit langer Zeit in kein Schauspiel gekommen war, so wurde dieses für ein Zeichen einer ganz besondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun schon an dem Hrn. Thomson aussetzte, daß er in diesem Trauerspiele die Handlung allzusehr verkürzt habe; daß

verschiedne Theile desselben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Person, sondern der Dichter darinne rede; und obschon die Aufführung selbst erst in dem Monate April vor sich ging, so ward sie doch zu verschiednenmalen mit Beyfall wiederhohlt.

Einige Kunstrichter haben angemerkt daß die Charaktere in seinen Tragödien mehr durch Beschreibungen, als durch thätige Leidenschaften ausgedrückt werden; daß sie aber alle einen Ueberfluß an den seltensten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken, und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdrucke geschrieben sind. Seine Reden sind oft zu lang, besonders für ein englisches Auditorium, dem sie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es ist überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unteredung öftrer gebrochen wird; doch wird die angestrengtre Aufmerksamkeit desselben wohl in keinem Stücke des **Thomsons** besser belohnt, als in dem **Agamemnon**, und besonders in der beweglichen Erzehlung, welche **Melisander** von seiner Aussetzung auf die wüste Insel macht.

- - - Als ich im Schoos der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frey, in stillem Schlummer lag,
Brach ein vermummter Schwarm, von des **Aegisthus** Bande

Schnell

Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Absicht angesehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycenen,
Jetzt besser weis als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich schon die bestimmte Speise
Der Fische, als das Schiff vom Ufer stieß: die Fluth,
Die brausend klatschete, entdeckte mir mein Schicksal.
Es schien, der Tod war selbst ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An dessen rauhen Fuß die stärkste Brandung zürnte,
War mir bestimmt, daß ich von Freund und Feind entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht selbst sein eigner Rächer seyn:

Stumm klagt sichs an, und schreit um die verdiente Strafe!
Du öfnest ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter = = Dieser Schwarm setzt mich die nächste Nacht
(Die mir noch schrecklich ist) an das betrübte Ufer
Der wildsten Insel: nie hat ausser mir ein Mensch
Auf sie den Fuß gesetzt. Allein die Menschenliebe
(Das glaube) ist so tief in unsre Brust gepflanzt
Und unser menschlich Herz ist so mit ihr durchwachsen,
Daß ich im Leben nichts erschrecklichers gehört,
Als den betrübten Schall, da mich ihr Bot verließ.
Ich seufzte ihnen nach! = = Die fürchterlichste Stille
Umschloß mich nun, die bloß das brausende Geräusch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.

Biswei=

Bisweilen bließ ein Wind durch den betrübten Wald,
Und seufzte fast wie ich. Hier setzt ich mich im Schatten,
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muse die die Wälder
Bewohnt, und (ich weis nicht ob fast aus gleichem Triebe
Als wir?) die Menschen sucht, sang über meinem Haupte
Ihr unvergleichlichs Lied; ihr klagend schöner Ton
Betrog mich fast, als ob sie meine Noth besänge,
Ich hört ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten sein Geschenk,
Das er dem ärmsten giebt, den angenehmen Schlummer
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, so weckt mich ihr Lied;

Das

Das Auge schloß sich auf; vermissend such-
te es
Den alten Gegenstand, und fand doch nichts
als Wellen
Darauf der Himmel lag, und hinter mir
den Fels
Und einen grausen Wald. In einem Au-
genblick,
Indem ich mich vergaß, entzückte mich das
Schrecken;
Ich schien mir nicht mehr Ich. Doch eben
so geschwind
War dieser Traum vorbey, mein nagendes
Gedächtniß
Erneurte meine Noth = =

Ich habe mich nicht enthalten können, diese Stelle abzuschreiben; und zwar nach der obgedachten Uebersetzung, Sie ist in Göttingen im Jahr 1750 auf 7 Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weis ich nicht zu nennen; zwar könnte ich mit einem **vielleicht** angezogen kommen; doch dieses **vielleicht** könnte sehr leicht falsch seyn. Wie man wird gemerkt haben, so ist sie, gleich dem englischen Originale, in reimlosen Versen abgefaßt. Nur bey der Rolle der **Cassandra** ist eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet diese in

in Reimen, um sich von den übrigen Personen zu unterscheiden. Der Einfall ist sehr glücklich; und er würde gewiß die beste Wirkung von der Welt thun, wann wir uns nur Hofnung machen dürften, diese Uebersetzuug auf einer deutschen Bühne aufgeführt zu sehen. Sie ist, überhaupt betrachtet, treu, fliessend und stark. Ihr Verfasser aber gestehet, daß er die zweyte Hand nicht daran habe legen können, sondern daß er dem ersten Entwurf dem Drucker ohne Abschrift habe ausliefern müssen. Diesem Umstande also müssen wir nothwendig einige kleine Versehen zuschreiben, die ich vielleicht schwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehmals selbst an einer Verdolmetschung dieses Trauerspiels gearbeitet hätte. Zum Exempel; in der ersten Scene des ersten Aufzuges werden die Worte given to the Beasts a Prey, or wilder famine übersetzt: **dich gab ich den Thieren Preis: ihr wilder Hunger hat längst meinen Freund verdauet.** Ich will hier nicht erinnern, daß zwar **Aegisthus** aber nicht **Klytemnestra** den **Melisander** auf die wüste Insel setzen lassen; auch nicht daß der Ausdruck, **der wilde Hunger der Thiere hat ihn schon längst verdaut,** der schönste nicht sey: sondern nur dieses muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf Beasts gehet, und daß der Dichter die **Klytemnestra** eigentlich sagen läßt: **entweder die Thiere haben ihn umgebracht,**

gebracht, oder er hat verhungern müssen. Auch gewisse kleine Zusätze würde der Verfasser hoffentlich ausgestrichen, und einige undeutsche, wenigstens nicht allen verständliche Worte mit gewöhnlichern vertauscht haben, wenn ihm eine Uebersehung seiner Arbeit wäre vergönnt gewesen. Zum Exempel, am Ende des zweyten Auftritts im ersten Aufzuge, giebt er die Worte: and as a Greeck rejoic'd me sehr gut und poetisch durch: **es schwoll mein treu und griechisch Herz**; allein der Anhang, den er dazu macht, **und drohete dem überwundnen Troja**, taugt gar nichts. Der Engländer schildert seine Person, als einen Mann, der sich über die Siege seines Vaterland erfreut; der Uebersetzer aber bildet ihn durch den beygefügten Zug als einen Poltron. Denn was kann das für eine Tapferkeit seyn, einer überwundne Stadt zu drohen? = Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort **Brandung** in der angeführten Stelle. = = Doch ich bekenne es nochmals, alles dieses sind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen sollen. Wo das meiste glänzt, da ward auch **Horaz** durch wenige Flecken nicht beleidiget. Wollen wir eckeler seyn als **Horaz**?

Ich komme wieder zu unserm Dichter selbst. Im Jahr 1736. both Herr **Thomson** der Bühne ein Trauerspiel an, unter dem Titel **Edward und Eleonora**, dessen Vorstellung aber,

aus

aus politischen Ursachen, welche nicht bekannt geworden, untersagt wurde.

Im Jahr 1744 ward sein **Tancred und Sigismunda** aufgeführt; welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andre Stücke des Thomsons, und noch jezt gespielet wird. Die Anlage dazu ist von einer Begebenheit in dem bekannten Roman des **Gil Blas** geborgt. Die Fabel ist ungemein anmuthig; der Charaktere sind wenige, aber sie werden alle sehr wirksam vorgestellt. Nur den Charakter des **Seffredi** hat man mit Recht als mit sich selbst streutend, als gezwungen und unnatürlich getadelt.

Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wallis verfertigte Herr Thomson, gemeinschaftlich mit dem Herrn **Mallet**, die **Maske des Alfred**, welche zweymal in dem Garten Sr. Hoheit zu **Cliffden** aufgeführet ward. Nach dem Tode des Herrn Thomsons ward dieses Stück von dem Herrn **Mallet** ganz neu umgearbeitet, und 1751. wieder auf die Bühne gebracht.

Die lezte Tragödie des Herrn Thomsons ist sein **Coriolanus**, welcher erst nach seinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfasser davon zukommenden Einkünfte wurden seinen Schwestern in **Schottland** gegeben, davon eine mit einem Geistlichen daselbst, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in **Edinburgh** verheyrathet ist. Dieses Trauerspiel,

spiel, welches unter allen Trauerspielen des Thomsons, ohne Zweifel, das am wenigsten vollkommne ist, ward zuerst dem Herrn Garrik angebothen, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prologus war von dem Herrn George Lyttleton, verfertiget worden, und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen sehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Herr Quin war ein besonderFreund des Herrn Thomson gewesen, und als er folgende Zeilen, die an und für sich selbst sehr zärtlich sind, aussprach, stellten sich seiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen flossen über seine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this gushing tear:
Alas! I feel i am no actor here)
He lov'd his friends with such a warmth of heart,
So clear of int'rest, so devoid of art,
Such generous freedom, such unshaken zeal,
No words can speak it, but our tears may tell.

D. i. Er

D. i. Er liebte seine Freunde = = verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauspieler mehr = = Er liebte seine Freunde mit einer solchen Inbrunst des Herzens, so rein von allem Eigennutze, so fern von aller Kunst, mit einer so großmüthigen Freyheit, mit einem so standhaften Eifer, daß es mit Worrten nicht auszudrücken ist. Unsre Thränen mögen davon sprechen! Die schöne Abbrechung in diesen Worten fiel ungemein glücklich aus. Herr Quin übertraf sich selbst, und er schien niemals ein größerer Schauspieler, als in dem Augenblicke, da er von sich gestand, daß er keiner sey. Die Pause, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung, und alles das übrige war so voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunst seyn konnte; die Natur mußte dabey das beste thun.

Auch der Epilogus, welcher von dem Herrn Weffington mit außerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Diese Umstände nun, nebst der Ueberlegung, daß der Verfasser nunmehr dahin sey, verschaften diesem Trauerspiele eine neunmalige Vorstellung, die es an und vor sich selbst schwerlich würde gefunden haben. Denn, wie gesagt, es ist bey weitem nicht, irgend einem von den Thomsonschen Werken, an Güte gleich. Er hatte als ein dramatischer

Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müsse; er läßt jeden Charakter reden, so lange noch etwas zu sagen ist; die Handlung steht also, während dieser gedehnten Unterredungen, still, und die Geschichte wird matt. Nur sein Tancred und Sigismunde muß von diesem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber sind auch die Charaktere darinne nicht genug unterschieden, welche sich fast durchgängig auf einerley Art ausdrücken. Kurz, Thomson war ein gebohrner mahlerischer Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde bestieg, der allzubekannt ist, und dem man allzuschwerlich widersteht. Er ist in der That der Aeltstgebohrne des Spenceres, und er hat es selbst oft bekannt, daß er das beste, was er gemacht habe, der Begeisterung verdanken müsse, in die er schon in seinen jüngsten Jahren durch die Lesung dieses alten Dichters sey gesetzt worden.

Im August 1748 verlohr die Welt diese Zierde der poetischen Sphäre durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48ten Jahre seines Alters dahin riß. Vor seinem Tode ward ihm von dem Herrn George Lyttelton die einträgliche Stelle eines Controlleurs von America verschaft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Herr Thomson ward von allen, die ihn kannten sehr geliebt. Er war von einer offnen und edelen Gemüthsart; hing aber

dann und wann den gesellschaftlichen Ergötzungen allzu sehr nach; ein Fehler, von welchem selten ein Mann von Genie frey zu seyn pfleget. Sein äußerliches Ansehen war nicht sehr einnehmend, es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringste erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu seyn bereit war; er vergaß, der langen Abwesenheit, der neuen Bekanntschaft und des Zuwachses eigner Verdienste ungeachtet, seine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verschiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es ist eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig ist; wie ihm Gegentheils, wenn diese großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenschaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und so war das Herz unsers vortrefflichen Dichters beschaffen, dessen Leben eben so untadelhaft als lehrreich seine Muse war: denn von allen englischen Dichtern ist er derjenige, welcher sich von allem, was unanständig war, am meisten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr **Lyttleton** in dem angeführten Prologo ertheilt hat.

— His chaſte Muſe employ'd her heav'n-
taught lyre
None but the nobleſt paſſions to inſpire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to
blot.

d. i. Seine keuſche Muſe brauchte ihre himmliſche Leyer zu nichts, als zu Einflößung der edelſten Geſinnungen. Kein einziger unſittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er ſterbend ausſtreichen zu können, hätte wünſchen dürfen.

Zum Schluſſe muß ich noch erinnern, daß ſein Bildniß, welches man vor dieſem Stücke findet, nach demjenigen getreulich geſtochen iſt, welches vor ſeinen ſämtlichen Werken ſtehet, deren wir hoffentlich noch einmal gedenken werden.

III.

III.

Auszug aus dem Trauerspiele Virginia des Don Augustino de Montiano y Luyando.

Die Schriften der Spanier sind diejenigen, welche unter allen ausländischen Schriften am wenigsten unter uns bekannt werden. Kaum daß man einige ihrer jeztlebenden Gelehrten in Deutschland dem Namen nach kennt, deren nähere Bekanntschaft uns einen ganz andern Begrif von der Spanischen Litteratur machen würde, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt. Ich schmeichle mir, daß schon die gegenwärtige Nachricht ihn um ein großes erhöhen wird, und daß meine Leser erfreut seyn werden, den größten tragischen Dichter kennen zu lernen, den jezt Spanien aufweisen und ihn seinen Nachbarn entgegen stellen kann. Es ist dieses **Don Augustino de Montiano y Luyando**, von dessen Lebensumständen ich, ohne weitre Vorrede, einige Nachricht ertheilen will, ehe ich von einem der vorzüglichsten seiner Werke einen umständlichen Auszug vorlege.

Don Augustino de Montiano y Luyando ist den ersten März im Jahre 1697 gebohren, und also jezt in einem Alter von 57 Jahren. Sein Vater und seine Mutter stammten aus adlichen Familien in Biscaya, und zwar aus den allervornehmsten dieser Provinz. Seine Erziehung war seiner Geburth gemäß. Nachdem er die Humaniora wohl studiret, und die gewöhnlichen Wissenschaften eines jungen Menschen von Stande begriffen hatte, that er sich als ein geschickter Weltweiser und Rechtsgelehrter vor. Er versteht übrigens die französische und italiänische Sprache, und hat auch einige Kenntniß von der englischen. Er fand, schon in seiner zartesten Jugend, einen besondern Geschmak an der Dichtkunst und den schönen Wissenschaften, so, daß er bereits in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, nehmlich im Jahre 1719, eine Oper zu Madrid, ohne seinem Namen, unter dem Titel die Leyer des Orpheus, (la Lira de Orfeo) in 8vo drucken ließ, welche zu verschiednen Zeiten zu Palma oder Majorca, der Hauptstadt dieser Insel, gesungen ward. Im Jahr 1724 gab er in eben derselben Stadt eine prosaische und poetische Beschreibung der bey der Krönung Ludewigs des I. angestellten Feyerlichkeiten, in Quart heraus. Fünf Jahr hernach entwandte man ihm ein kleines Werk in Versen über die Entführung der Dina, der Tochter des Jacobs, da er es eben

noch ausbesserte, und stellte es in eben dem 1729. Jahre zu Madrid in Quart ans Licht. Dieses Gedicht ist nachher weit vollkommner in Barcellona in Octav, doch ohne Jahrzahl und ohne Erlaubniß, ans Licht getreten. Es führet den Titel: El robo de Dina.

Die Verdienste des Don Augustino bewegten den König Philipp den Vten ihn im Jahre 1732. zum Secretär bey den Conferenzen der spanischen und englischen Commissare zu ernennen. Im Jahre 1738. ward er in der Kanzeley der allgemeinen Staatsangelegenheiten gebraucht. Das Jahr darauf trat er in die Königl. spanische Akademie; und als einer von den Stifter und ältesten Mitgliedern der Königl. Gesellschaft der Geschichte, ward er von der erstern in eben dem Jahre, als sie unter Königl. Schutz genommen ward, zu ihren Director ernennt, welche Stelle ihm 1745. auf Zeitlebens aufgetragen ward. Im Jahre 1746 beehrte ihn Se. Majestät mit der Stelle eines Secretärs bey der Begnadigungs- und Gerichtskammer und dem Staate von Castilien. Auch war er im Jahre 1742. in die Gesellschaften der schönen Wissenschaften zu Barcellona und Sevilien aufgenommen werden.

Ausser den angeführten Werken gab er auch im Jahr 1739. zu Madrid eine Vergleichung der Aufführung des Königs von Spanien mit der Aufführung des Königs von England, in

Quart heraus: (El cotejo de la conducta de S. M. con la del Rey Britannico) desgleichen in eben diesem Jahre eine Rede an die Königl. Akademie der Geschichte; und im Jahre 1740 eine Rede an den König Philipp den V. im Namen gedachter Akademie, über eine Anmerkung die dieser Monarch gemacht hatte. Beyde Reden sind in Octav gedrukt, und befinden sich in dem ersten und zweyten Theile der Schriften dieser Akademie. Ferner hat man von ihm eine Rede im Namen der Spanischen Akademie an den König, bey Gelegenheit der Vermählung der Infantin Donna Maria Antoinetta Ferdinanda mit dem Herzoge von Savoyen, in Quart; und eine Lobschrift auf den Doctor Don Blasio Antonio Nassarra y Ferriz, die er auf Verlangen der Spanischen Akademie machte, und 1751. zu Madrid in Octav drucken ließ.

Doch das vornehmste von seinen Werken sind unstreitig zwey Tragödien, deren eine 1750. und die andre gegen das Ende des Jahres 1753. gedruckt ward. Die eine führet den Titel Virginia, und die andre Athaulpho. Beyden ist eine Abhandlung von den spanischen Tragödien vorgesetzt, in welchen er besonders gegen den Herrn du Perron de Castera beweiset, daß es seiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerspielen fehle. Wir

werden

werden ein andermal dieser Abhandlung mit mehrern gedenken, oder sie vielmehr ganz mittheilen; vorjetzo aber wollen wir uns an das erste der gedachten Trauerspiele machen, und dem Leser das Urtheil überlassen, was für einen Rang unter den tragischen Dichtern er dem Verfasser einräumen will.

Vor allen Dingen muß ich noch eine kleine Erklärung vorweg schicken. Ich habe nicht so glücklich seyn können das Spanische Original der **Virginia** zu bekommen, und bin also genöthiget gewesen mich der Französischen Uebersetzung des Herrn **Hermilly** zu bedienen, die in diesem Jahre in zwey kleinen Octavbänden in Paris an das Licht getreten ist. Der eine Band enthält die erste der angeführten Abhandlungen über die Spanischen Tragödien, und der andre eine abgekürzte Uebersetzung der **Virginia**; beyden ist ein historisches Register der in der Abhandlung erwähnten Verfasser zur Helfte beygefügt, welches eine Arbeit des Herrn **Hermilly** ist. Eben diesem habe ich auch die angeführten Lebensumstände des Spanischen Dichters zu danken, die ihm dieser selbst überschrieben hat. Er hat die **Virginia** deswegen lieber in einen Auszug bringen, als ganz und gar übersetzen wollen, weil die Franzosen keine prosaische Trauerspiele lesen mögen. Ich kann keine ähnliche Ursache für mich geltend machen, sondern muß mich lediglich mit der Nothwendigkeit

entschuldigen, meinen Lesern eine so angenehme Neuigkeit entweder gar nicht, oder durch die Vermittelung des französischen Uebersetzers mitzutheilen. Es ist kein Zweifel, daß dieses nicht noch immer besser seyn sollte, als jenes.

Die Geschichte der **Virginia** ist aus dem **Livius** und andern zu bekannt, als daß ich mich hier mit Erzehlung ihrer wahren Umstände aufhalten dürfte. Man sehe, wie sich der Dichter dieselben zu Nutze gemacht hat.

Virginia.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Virginia und **Publicia** eröfnen die Scene. Sie wollen sich nach dem Foro begeben, um der Feyerung des Festes der Göttin Pales mit beyzuwohnen. Weil es aber noch allzu früh ist, so will **Virginia** wieder zurück gehen, aus Furcht, sie möchte den Decemvir **Appius** antreffen. Im hereintreten spricht sie: „Ja, „**Publicia**, ich gebe es zu. Die Römerinnen, „welche an der freudigen Verehrung unserer al„ten Göttin Pales Theil nehmen sollen, werden „mich ungesäumt abhohlen, so wie sie mir es ver„sprochen haben; allein mein Herz werden sie „wegen der Furcht, in der es stehet, nicht beru„higen noch die traurigen Bilder auslöschen kön„nen,

„nen, die in demselben eingeprägt sind und es „betrüben. Weil wir uns in der Stunde geir„ret haben, und zu früh hergekommen sind; ich „aber wegen des Gewühls und der Menge Men„schen, die auf dem Platze auf und nieder gehen, „leicht wieder zurück kehren kann, ohne daß „man es merkt, so widersetze dich meinem Wil„len nicht länger. Laß mich diesen Ort fliehen, „wo der unverschähmte Decemvir Appius sein „Tribunal hat, und sich so oft befindet.

Ihre Sorgfalt den Appius zu vermeiden scheinet der Publicia sehr löblich; gleichwohl aber besteht diese darauf, sie dazubehalten, und stellt ihr vor, daß sie, wenn sie wider die Gewohnheit dem Feste nicht beywohne, selbst zu dem Verdachte dessen, was sie vermeiden wollte, Gelegenheit geben und sich in die Umstände setzen würde, daß man ihr ein Verbrechen daraus mache. „Die Gefahr, setzt sie hinzu, ist übrigens nicht „so groß, als du dir einbildest. Wenn die „Antwort, die ich in deinem Namen dem Ap„pius wegen seiner Forderung, wegen seiner An„erbiethungen und seiner Drohungen gegeben „habe, ihm seinen Irrthum auch nicht gänzlich „benommen hat, so wird sie doch wenigstens „seinen Eifer erkältet haben. Eine Liebe, wel„che nur den Eigensinn zum Grunde und nur „die Sinne zum Sporen hat, ist niemals von „langer Dauer.

Ob nun schon **Virginia** zugesteht, daß ihre Ehre einige Gefahr laufen könne, und daß sie sorgfältig alles vermeiden müsse, was ihr irgend nachtheilig seyn dürfte; so überredet sie sich doch, daß es weit gefährlicher sey, dem Rathe der **Publicia**'zu folgen. Nicht zwar, als ob sie sich fürchte, sich von dem **Appius** endlich erweichen zu lassen; nein, ihr Herz ist einzig und allein mit dem, was sie dem **Icilius**, dem sie von ihrem Vater zur Ehe versprochen werden, schuldig ist, erfüllet und gänzlich unfähig, irgend einen andern Eindruck anzunehmen. Sie befürchtet nur, ihr Widerstand möchte die blinde Liebe des **Appius** noch mehr erhitzen, und ihr noch empfindlichere Verfolgungen von Seiten dieses Decemvirs zuziehen. „Sein Stolz, spricht sie, seine unver„schähmte Kühnheit, seine natürliche Treulosig„keit lassen mich es glauben.

Publicia lobt die Ergebung der **Virginia** in den Willen ihres Vaters, ihre Ueberlegung, ihre Tugend, und ihre Klugheit. Sie erkennt sie an diesen Zügen für eine würdige Tochter des **Virginius** und der **Numitoria**, und sich selbst schätzt sie glücklich, ihr so zärtliche Empfindungen beygebracht zu haben. Gleichwohl will sie sie noch immer da behalten, und sagt: „lege alle Furcht bey Seite. **Appius** muß „nothwendig gegen den Stand, gegen das An„sehen und gegen die Thaten deines Vaters Ach„tung haben. Sey zugleich überzeugt, daß ihn

„wich-

„wichtigere und für ihn schmeichelhaftere Gegen-
„stände von seinen Verfolgungen abziehen wer-
„den. Es ist auch nicht möglich, daß er sich
„ohne Schauer alle dem überlassen sollte, was
„ihm etwa seine sträfliche Leidenschaft eingeben
„könnte.

Doch weit gefehlt, daß sich Virginia durch diese Gründe sollte verblenden lassen; sie besteht vielmehr darauf, daß sie alles von einem so niederträchtigen Manne befürchten müsse. „Wie
„sehr betriegst du dich, antwortet sie der Pub-
„licia, wenn du glaubst, daß ein Mann, der
„nicht den geringsten Schein der Tugend auch
„nicht bey der kleinsten seiner Handlungen bey-
„behält, fähig sey, des Bösen überdrüßig zu
„werden. Hast du nicht gesehen, daß sich die-
„ser Appius, wider die Erwartung des Se-
„nats, selbst zum Decemvir ernennte? Hast du
„nicht gesehn, daß er der Gesetze spottete, unter
„dem Vorwande sie zu erweitern? Hast du ihn
„nicht die Consuls und Tribune unterdrücken
„sehen, welche die Stütze und der Schutz des
„Adels und des Volks waren? Hast du nicht ge-
„sehen, bis zu welchem Grade er seine Tyran-
„ney und Grausamkeit gegen sein eigen Vater-
„land getrieben? Wie kannst du dir denn also
„einbilden, daß er von seiner Ausschweifung wie-
„der zu sich selbst kommen werde, wenn ihn nichts
„dazu zwingt? Gesetzt auch, daß er mich nicht
„als ein ungerechter Liebhaber verfolgen sollte,

„so

„so wird er mich doch immer als die Geliebte „des Icilius zu beleidigen suchen? Er hat die„sen Römer bey der heftigen Streitigkeit wegen „des Tribunats zum Gegner gehabt, und sein „Groll wird die ganze Last seiner Wuth auf mich „fallen lassen, weil ich für die Freyheit und für „den bin, welcher sie vertheidiget.

Da endlich Publicia der Stärke dieser Gründe nachgeben muß, so thut sie den Ausspruch, daß bey gegenwärtigen Umständen die Gegenwart des Virginius, unumgänglich nöthig sey, „welcher sich auf dem Algido einzig und allein „beschäftiget, seine Tapferkeit zu üben, und „der kleinen Entfernung von Rom ungeachtet, „von dem Schimpfe, den man ihm drohet, „nichts weis.

Virginia giebt ihr hierauf zu verstehen, daß dieses für sie eine neue Ursache zur Unruhe sey. „Wenn ich erwäge, sagt sie, wie eyfersüchtig „mein Vater auf seine Ehre ist; mit was für „Hitze er alle Gefahren verachtet, um den Ruhm, „den er sich in Rom durch seine Tapferkeit er„worben hat, zu erhalten; wie ausserordentlich „argwöhnisch und zugleich unbeweglich er ist; „und kurz, daß ich mit wenigen alles sage, wenn „ich erwäge, daß er mein Vater ist, welcher „mich auferzogen hat und mit der äußersten „Zärtlichkeit liebt: so stellen sich tausend ver„wirrte Gedanken auf einmal meiner Einbil„dungskraft dar. Wozu würde er in der That

„nicht

„nicht fähig seyn, wenn der Decemvir mich zu „verfolgen fortführe, und er auf eine nicht allzu„genaue Art oder durch einen fremden Kanal da„von Nachricht bekäme?

Bey Erblickung dieser Gefahr scheint Publicia selbst vor Furcht ausser sich zu seyn; und damit ihre junge Gebietherin zu dem, was sich etwa gefährliches ereignen könnte, durch ihr Stillschweigen nichts beytrage, so ist sie der Meinung, daß sie ihren Vetter Numitor und den Icilius von allem unterrichten solle. „Wenn du, „fügt sie hinzu, dieser ihrem Rathe folgest, so „darfst du nicht fürchten, dich zu verirren. Er„laube mir, sie sogleich aufzusuchen. Andacht „und Liebe werden sie, ohne Zweifel, schon bey„de auf diesen Platz gebracht haben.

Durch diesen Vorschlag fühlt sich Virginia ein wenig beruhiget; sie ergreift ihn mit Eifer und Entzücken und läßt die Publicia mit dem Befehle von sich, nur dem Numtor etwas zu entdecken, dem Icilius aber, wenn sie ihn antreffen würde, bloß zu sagen, daß er zu ihr kommen solle. „Wenn wir alle beysammen sind, spricht „sie, so werden wir seine Heftigkeit leichter mäßi„gen können, indem er dasjenige erfährt, was „ich ihm mit Recht nicht länger verbergen kann, „und was er endlich wissen muß.

Zweyter Auftritt.

Nachdem **Publicia** weg ist, beklaget **Virginia** ihr Schicksal, welches sie ihrem Vaterlande zu einem traurigen Schauspiele mache, ohne daß sie sich gleichwohl das geringste in ihrer Liebe für den **Icilius**, in ihren Gedanken und Handlungen vorzuwerfen habe. Was ihren Verdruß noch mehr vermehret, ist dieses, daß sie vorher sieht, ihre Aufopferung werde dem Vaterlande, welches von einem Wüthriche beherrscht werde, nicht einmal etwas nützen; der tödtliche Schlag werde sie nicht allein treffen, sondern ihr geliebter **Icilius** werde die ganze Last desselben mit ihr zu theilen haben. Sie fühlt sich stark genug, den Tod zu erleiden, und aller der Wuth ihres Verfolgers mit Standhaftigkeit zu widerstehen. Selbst der Verlust ihres Lebens würde ihr angenehm seyn, wenn alles Uebel in dem Staate mit demselben aufhörte; wenn ihre Besiegung der Republik zum Vortheil gereichte, dessen Ruhm man allen andern vorziehen müsse. Aber wird dieses geschehen? Werden ihr Vater, ihr Geliebter deswegen glüklicher seyn? Dieses ist es, dessen sich zu schmeicheln ihr die Betrübniß nicht erlaubt; dieses ist es, was ihrem Kummer aufs höchste bringt. In dieser traurigen Stellung ruft sie aus: „Warum gabst du mir, grosser Jupiter, eine römische Seele, zu einer Zeit, „da man nichts als Unrecht verübt, wenn sie „nicht

„nicht die Beschimpfung zu rächen dienen soll, „die man der Stadt erweiset, welche dein Thron „ist, und welche du auf eine so besondre Art „schützest? War es nur deswegen, um auch an „mir kund zu machen, daß in dem großen Rom „nichts kleines ist? Hast du in meiner Person nur „zeigen wollen, daß, wie die Glieder des Rö- „mischen Senats alle Monarchen an Würde und „Glanz überträffen, also auch das Herz einer „Plebejin dem erhabensten Herze in der gan- „zen Welt gar wohl gleich kommen könne? „Vielleicht! doch, gerechter Himmel, nicht mei- „ne heroischen Gesinnungen machen mich un- „glücklich. Das, was man an mir als Schön- „heit erhebet, und ich als ein vergängliches Ge- „schenke betrachte, ist die wahre Quelle meiner „Noth. Dieses nur ist die eigentliche Ursache „meines Verdrusses. Das, was ich am we- „nigsten schätze, ist das, was den Appius am „meisten erhitzt; und das worauf ich alle meine „Sorge, alle meine Aufmerksamkeit wende, ist „das, was von den Göttern verlassen zu seyn „scheinet. Wessen kann ich mich noch getrösten, „da ich der Hülfe der Götter und der Men- „schen beraubt bin?

Dritter Auftritt.

Mittlerweile kömmt Icilius herzu, welcher die Virginia nicht zu Hause gefunden hatte, und also auf den Markt geeilt war, sie da zu su-

chen. Er ist erfreut, sie anzutreffen, und sagt ihr gleich Anfangs alles, was die verbindlichste und zärtlichste Liebe nur eingeben kann. Virginia antwortet ihm nichts; Icilius, welcher über ihr Stillschweigen, und noch mehr darüber erstaunt, daß er sie in Thränen zerfliessen, und das Gesicht von ihm abwenden sieht, kömmt zuerst auf den Verdacht, ob dieses nicht die Wirkung der Unbeständigkeit sey? Doch er läßt diesen Gedanken gar bald fahren, und fragt sie, wer der Verwegne sey, der sich unterstehe, ihr Verdruß zu verursachen, und dadurch die erste Schönheit Rom zu verdunkeln? „Kann es wohl, „ruft er aus, eine so ungerechte Seele geben, „welche für eine so vollkommene Person nicht „Achtung haben sollte? Kann wohl jemand „seyn, der sein Leben so geringe schätzet, daß er meine „Wuth aufbringt, ohne sie zu fürchten? Bin „ich es nicht, der sich, unter dem Schutze des „Volks, zu einem Schrecken der Tyrannen Roms „zu machen gewußt hat? Bin ich es nicht, welcher „Tribun eben dieses Volks gewesen ist? Habe „ich nicht noch Hofnung, es wieder zu werden? „Wenn du einige Ursache hast, dich zu beklagen, glaubst du nicht, daß ich vermögend sey, „dich zu rächen? Bekümmre mich also nicht „länger. Eile, mir den Grund deines Verdrusses zu entdecken, oder fürchte, daß ein längers „Zögern mein Tod sey!

Vir-

Virginia antwortet hierauf bloß durch eine Betheurung ihrer Liebe, welche fähig ist, ihn wegen der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen zu beruhigen. Sie sagt ihm, daß er allein ihr Herz besitze, daß es ihm nie ein andrer rauben solle, und daß es ihr unanständig seyn würde, einer neuen Leidenschaft nachzuhangen. Sie gesteht es zu, daß, ehe ihr Vater ihre Liebe gebilliget habe, ihr ein jeder Gegenstand habe gleichgültig seyn können. „Aber jezt, sezt sie hinzu, verbin„den Pflicht und Vergnügen unsre Herzen auf „ewig.

Ein so schmeichelhaftes Bekenntniß erfüllet den Icilius mit Freude, und macht daß ihn sein erster Verdacht reuet. Gleichwohl aber ist dieses für ihn noch nicht genung. Er will durchaus die Ursache des Kummers seiner geliebten Virginia wissen, damit er ihn wenigstens mit ihr theilen könne. Er dringt aufs neue in sie, ihm denselben zu entdecken; doch Virginia sucht sich zu entschuldigen, und wendet vor, die Ursache sey so groß, daß sie keine Worte finde, sie auszudrücken, besonders, wenn sie überlege, daß sie ihm, ihrem Icilius, die Erzehlung davon machen solle. „Fordre also, schließt sie, „nicht von mir, dir etwas zu sagen, das ich nicht „weis, wie ich dir es sagen soll.

Diese abschlägliche Antwort bringt den Icilius auf den Verdacht, daß es etwas sehr wichtiges seyn müsse, und daß vielleicht seine eigne

Ehre daran Theil nehme. Umsonst sucht **Virginia** ihn wegen des letztern Puncts zu beruhigen; umsonst versichert sie ihn, daß wenn seine oder ihre Ehre wäre beleidiget worden, sie den Schimpf, sollte es auch mit ihrem Blute seyn, schon würde gerächet haben: **Icilius** ist darum nichts ruhiger. „Aber, sagt er, wenn es weder „die Liebe, noch die Ehre betrift, was ist denn sonst „auf der Welt, was dich betrüben, und dir „Thränen auspressen könne? Was kann dich „bewegen, mich als einen Fremden zu betrach„ten? Ach, **Virginia**, entweder du kennst die „Ursache deines Verdrusses nicht, oder du hin„tergehest meine Geduld!

Die gewöhnliche Aufrichtigkeit der **Virginia** wird durch diesen Vorwurf beleidiget. Sie weis, daß sie unfähig ist, irgend eine Wahrheit zu verbergen, und läßt also den **Icilius** von der Gewalt urtheilen, die sie sich besonders mit ihm anthun müsse. Ihr Herz kennet keine Verstellung. „Aber fügt sie hinzu, es giebt Fälle, welche eine klu„ge Behutsamkeit erfordern, damit man sich nicht, „aus Mangel der Ueberlegung, allem, was Lei„denschaft und Zorn eingeben können, blindlings „überlasse. Vielleicht würden ich und du dieser „Gefahr ausgesetzt seyn.

So viel Zurückhaltung macht den **Icilius** ungeduldig, welcher nichts mehr hören will, wenn es nicht eine Erläuterung auf seine Frage sey. **Virginia** fürchtet sich ihn allzusehr zu erbittern,

tern, und macht sich eben gefaßt, sie ihm zu geben, als Publicia mit dem Numitor dazu kömmt.

Vierter Auftritt.

Numitor erstaunt, den Icilius zornig, und die Virginia in Bewegung zu finden, und fragt, was sie beyde mit einander haben. „Was „giebt es denn? Wie? Ihr seyd beyde stumm? Icilius überläßt es der Virginia die Ursache ihrer Verwirrung zu erzehlen; die Römerin nimmt also das Wort, und spricht: „Icilius „sahe einige Thränen aus meinen Augen fliessen, „und ich konnte keinen Ausdruck finden, ihm die „Ursache davon zu sagen. Mußte er sich des- „wegen wohl erzürnen? Urtheile selbst, Nu- „mitor, und weil dir Publicia doch schon et- „was wird gesagt haben, so bringe ihn doch, ich „bitte dich, meinentwegen aus seinem Irr- „thume.

Numitor billiget die kluge Zurückhaltung seiner Muhme, und weil Icilius in ihn dringt, ihm den Handel zu entdecken, so giebt er gleich Anfangs dem jungen Römer zu verstehen, daß es besser für ihn seyn würde, wenn er in seiner Unwissenheit bliebe, als wenn man ihn daraus zöge und er seine natürliche Hitze weder zurück zu halten, noch sich einer so nöthige als klugen Verstellung zu bedienen wüßte. Er kömmt hierauf sogleich zur Sache selbst, und fügt hinzu: „Ap-

„pius, der Tyrann **Appius**, begehret der „Schönheit, die du, **Icilius**, verehrest. Er „hat sich deswegen der **Publicia** entdeckt, wel„che ihm mit aller Verachtung, und mit allem „Abscheu, den er verdient, und den seine sträf„lichen Absichten werth waren, geantwortet hat. „Sie ist ihm wirklich so hart begegnet, daß ich ihn „weder für so blind, noch für so verwegen halte, „einen neuen Versuch zu wagen. Ich bin viel„mehr gewiß, daß er nach dieser Abfertigung, „weder Güte noch Drohungen mehr anwenden „wird.

Auf diese Erzehlung kann sich **Icilius** nicht enthalten, das Stillschweigen der **Virginia** zu billigen. „Wie wohl hast du gethan, ruft er „aus, indem er sich gegen sie wendet, daß du mir „eine solche Beschimpfung verschwiegen hast! „Wie klüglich hast du gehandelt! Heiligsten Göt„ter! Wo ist das Herz, das sie erdulden könn„te? Welcher Mensch ist so niederträchtig, daß „er sich hierbey halten könne? Kann es eine so „nichtswürdige und unempfindliche Seele geben, „welche hier nicht nach Blut und Rache dürste? „Was hat man noch zu verlieren, wenn Ehr„geitz, Grausamkeit und Gierde, uns Güter, Eh„re, Freyheit und Vergnügen geraubet haben? „Den Feind hinrichten und sterben, das ist das „beste, was unser Unglück vergönnet. Lebe wohl, „**Virginia**, lebe wohl! Ich eile mich für mein „Vaterland, für meine Liebe, für meine Wuth,

„für

„für meine Eyfersucht, aufzuopfern. Großer „Jupiter, nimm das Opfer, das ich dir bringen „will, geneigt an! Nimm Theil an der Hand„lung, auf die ich sinne. Wann ich dich belei„dige, so laß mich umkommen; wann ich dir „diene, so verleihe mir Sieg!

Indem er diese lezten Worte sagt, will er fortgehen; doch er wird von dem **Numitor** zurückgehalten, welcher ihm, seine Hitze zu mäßigen, verschiedne seiner Urtheilskraft würdige Vorstellungen macht. Die Gefahr, in welche **Virginia** gestürzt würde, wenn ihm sein Anschlag mißlänge, ist ein Grund, welchen der Alte am meisten treibet. **Virginia** steht ihm bey, und beschwöret ihren Liebhaber, sie nicht zu verlassen. Ohne ihm würde sie das Leben verachten, aber seitdem sie es ihm ganz geweiht habe, sey es für sie ein kostbarer Schatz, auf dessen Erhaltung sie bedacht seyn müsse. „Wenn ich deinen „Schutz habe, sagt sie, und dennoch in Gefahr „bin, wie würde es nicht mit mir werden, wenn „ich dich nicht mehr hätte? Habe doch also Mit„leiden mit mir. Halte deinen Arm zurück. „Du wirst ihn mit größerm Ruhme brauchen, „wenn du wartest, bis er keinen zweifelhaften „Stoß thun darf.

Solche kluge und vernünftige Gründe machen bey dem **Icilius** Eindruck, und bringen ihn wieder zu sich selbst. Doch weil er allzu aufgebracht ist, als daß er einigen Entschluß fassen

könnte, so bittet er die **Virginia** und den **Numitor**, ihm die Aufführung, die er beobachten solle, vorzuschreiben. Dieser giebt ihm daher verschiedne heilsame Anschläge, nehmlich, seine erste Bewegung zu unterdrücken, sich durch sie zu keinen Ausschweifungen bringen zu lassen, seinen Schmerz zu verbergen, damit er dem kühnen **Appius** keinen Verdacht erwecke, sondern ihn überraschen könne, wenn er am sichersten zu seyn glaube, und am wenigsten auf seiner Hut stehe. Die **Virginia** aber ermahnt er, an den Feyerlichkeiten des Fests der Pales Theil zu nehmen. Er verspricht ihr, für ihre Sicherheit zu wachen, dem **Virginius** von allen Nachricht zu geben, und ihn zu nöthigen, sogleich nach Rom zu kommen. „Weil er so nahe ist, fährt er fort, so beruhige dich nur unterdessen. Fürchte unter der „Aufsicht des **Icilius** nichts. Die Gegenwart „eines Ehegatten ist immer von großem Ge„wichte.

Valerius und **Horatius** sind noch zwey Stützen, welche **Icilius** seiner verfolgten Freundin geben will. Diese zwey Rathsherren, welche seit langer Zeit mit ihm verbunden, und heftige Feinde des **Decemvirats** sind, erwarten ihn eben, sich wegen der gemeinen Noth mit ihm zu berathschlagen; des **Icilius** Begierde also, sich zu rächen, wird gewiß für ihn ein neuer Bewegungsgrund seyn, ihre Anschläge, so bald als möglich ausbrechen zu lassen. Die Umstände

scheinen

scheinen ihm übrigens vortheilhaft. Der tapfre Siccius ist, nach der Aussage der ganzen Armee, durch die allerschimpflichste Verrätherey umgekommen. Man ist deswegen in Rom in der äussersten Bewegung. Icilius schmeichelt sich, das Volk werde vielleicht seinen Groll ausbrechen lassen, und das schimpfliche Joch, das man ihm auflege, abzuschütteln suchen. Alle diese Betrachtungen scheinen ihm für Virginien eben so viel Gründe, sich zu beruhigen, zu seyn; und nachdem er sie ihr also alle vorgelegt, setzt er hinzu: „Geh nur Virginia, und sey ohne Sor„gen. So große und so entschloßne Seelen sind „fürchterlich genug, wenn sie die Wuth belebet.

Gleichwohl beruhigen alle diese schöne Hofnungen Virginien nicht völlig. Doch ohne ihre Furcht zu verrathen, begnügt sie sich, für den Icilius und sich, um den Schutz der Götter zu flehen, und sie zu bitten, daß Appius umkommen, Rom seine Freyheit wieder erlangen, und sie selbst ihre Pflicht erfüllen möge. Icilius und Numitor begeben sich hierauf weg; dieser aber, welcher ein eben so eifriger Patriot, als guter Vetter ist, giebt jenem bey dem Weggehen noch zu überlegen, daß er so viel als nichts würde gethan haben, wenn aus dem kühnen Anschlage, den er etwa im Sinne habe, der Republik einiger Schaden erwüchse, oder wenn er nicht mit seiner eignen Rache die Rache des Vaterlandes verknüpfe.

Fünfter Auftritt.

Virginia und **Publicia** bleiben also allein, und diese thut ihr möglichstes, ihrer Gebietherin zu beweisen, daß sie nichts zu fürchten habe, weil sie sich schmeicheln könne, daß Rom selbst ihre Vertheidigung auf sich nehmen werde; doch **Virginia** behauptet, daß sie deswegen nichts ruhiger zu seyn Ursache habe. So lange sie ihr Vaterland unterdrückt sehe, so lange ihre Ehre und ihr Geliebter in Gefahr sey, könne sie nicht anders, als in Furcht und Betrübniß leben. Unterdessen zweifle sie weder an der Macht der Götter, noch an ihrer Liebe zur Gerechtigkeit; es sey ihr aber auch nicht unbekannt, daß nach verehrungswürdigen Rathschlüssen, deren Weisheit man nicht ergründen könne, es oft geschehe, daß die Tugend unterliege, und das Laster ungestraft bleibe. Und dieses sey es, weswegen sie zittere.

Sechster Auftritt.

Indem **Virginia** noch redet, kommen verschiedne Römerinnen, welche sie zu dem Feste der **Pales** abhohlen wollen, und nach einigen verbindlichen und bescheidenen Reden von beyden Theilen, gehen sie alle unter Begleitung der **Publicia** ab.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Appius tritt allein auf, und beklagt sich, daß er bey **Virginien**, welche er anbethe, ein Herz finde, das sich seiner Neigung widersetze. Ohne dieses würde sein Glück vollkommen seyn. Er sieht sich als Herrn von Rom, wo alles nach seinem Willen gehet; er sieht sich von den andern neun Decemvirs, welche ihren Namen und ihre Würde bloß ihm zu danken haben, weil er durch sein Ansehen die Comitialerwehlungen abgeschaft, verehret und befolgt; er siehet die Kriegsheere in seiner Gewalt, die nichts ohne seinen Befehl thun dürfen: was fehlet also noch seiner Größe? Auf den höchsten Gipfel der Ehre erhaben, und mit der höchsten Gewalt versehen, konnte er wohl vermuthen, daß ihm etwas widerstehen werde? Gleichwohl unterstehet sich ein Weibsbild seine Anerbiethungen auszuschlagen, über seine Drohungen zu lachen, ihn selbst zu verachten, und auf diese Art den Lauf seines Glücks zu unterbrechen. Da er sich eben schmeichelt, Rom zu seinen Füßen zu sehen, will sich das Herz einer Plebejin ihm nicht unterwerfen, und ein Plebejus ist Ursache daran. Welche Erniedrigung! Alles was er unternimmt, hat den guten oder schlechten Ausgang, den er sich vorsetzt, und nur die Liebe muß ihm ihre Widerwärtigkeiten entgegen stellen. Es war für den Icilius

lius nicht genug die Stimmen des Raths gegen ihn im Gleichgewichte gehalten zu haben; er mußte auch hier sein Nebenbuhler seyn, und ihm mit größerm Glücke den vornehmsten Gegenstand seiner Begierden entreißen. Was kann die Wuth eines hochmüthigen Liebhabers mehr aufbringen? Aus Höflichkeit gegen eine Plebejin soll **Appius** seinen Zorn, und das grausame Feuer, das ihn verzehret, auslöschen? „Nein, „ruft er aus, das ist nicht möglich. Meine Lei„denschaft ist zu starck, mein Schmerz zu heftig, „als daß ich die Schönheit, die ich anbethe in „eines andern Armen sollte sehen können. Aber, „gerechter Himmel, wenn die Maaßregeln, die „ich genommen habe, nicht anschlagen; wenn ich „nicht darauf bestehen kann, ohne daß man mei„nen Ehrgeiz als eine Tyranney verflucht, wenn „meine großen Anschläge zu nichte werden, ehe „alles zu meinem Vortheile eingerichtet ist, und „wenn ein gegenseitiger Nutzen = = =

Zweyter Auftritt.

Hier wird er durch die Ankunft des **Claudius** seines Lieblings unterbrochen, welcher seine heftige Bewegung bemerkt, und ihm den Rath giebt, sich zu mäßigen, so wohl um seine Gesundheit zu schonen, von welcher er versichert, daß sie dem ganzen Volke kostbar sey, als auch um an einem Tage, an welchem er öffentlich erscheinen solle, und eine Menge von Leuten die Augen auf

ihn

ihn heften würden, keinen Verdacht zu erwecken.

So klug dieser Rath ist, so bedarf doch Appius desselben ganz und gar nicht. Er ist in der Kunst, sich zu verstellen, vollkommen unterrichtet, er hat seine Minen in seiner Gewalt, er weis seine Gedanken zu verbergen; er weis seine Handlungen und seine Worte zu verstecken, nur das weis er nicht, wie er sein Herz gegen die Reize der Virginia schützen soll. Dieses Geheimniß möchte er gerne erfinden, und dieses verlangt er von seinem Lieblinge zu wissen.

Claudius erkennt die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit desselben, wenn die Liebe ausserordentlich stark ist. Das einzige Mittel, welches ihm einfällt und seiner würdig ist, bestehet darinne, daß er ihm räth, seine Leidenschaft zu sättigen, wenn er sie nicht erstücken könne.

Ob nun gleich den Appius seine eigne Gemüthsart, diesen Schluß zu ergreifen, geneigt macht, so glaubt er doch, daß er noch vorsichtig gehen müsse. Weil er selbst die Gesetze gegeben habe, so scheint es ihm allzuverwegen zu seyn, wenn er sie so bald, ohne einem anständigen und scheinbaren Vorwande, selbst übertreten wollte; doch Claudius, welcher noch ein größer Bösewicht ist als er, denkt ganz anders. „Es gehört „gemeinen Seelen, sagt er, sich den Regeln der „Tugend zu unterwerfen. Große Leute und Hel„den sind über alles erhaben, und scheuen sich für

„nichts,

„nichts, wenn ihnen das Laster gefällt. Als Rö-
„mer muß zwar **Appius** seine Handlungen im
„Zaume halte; aber als Decemvir, als Herr des
„Volks, der Patricier und der Kriegsheere, kann
„**Appius** seine eigensinnigsten Begierden zu
„Gesetzen machen. Gnade und Mäßigung hö-
„ren, wie er sagt, auf, Tugenden zu seyn, wenn
„es auf die Befestigung einer neuen Herrschaft
„ankömmt.

Diese Reden schmeicheln dem Stolze und der Eitelkeit des **Appius** ungemein; gleichwohl aber hält er für gut, ehe er die Larve ganz und gar ablege, mit aller Klugheit und ohne Anstand die besten Maaßregeln zu ergreifen, die ihn zu seinem Zwecke führen und alle Hindernisse aus dem Wege räumen können. **Claudius** überläßt diesen Punct der Klugheit des Decemvirs, und versichert ihn bloß, daß er allen seinen Befehlen, als einer der ihm weit mehr, als irgend ein ander ergeben sey, blindlings folgen will. **Appius** zweifelt daran nicht. Er hat schon so viel Beweise von seiner Treue, von seinem Eifer, von seinen Gaben, daß er ihn ganz besonders hochschäzet; weil er aber jezt die Rathsherren **Valerius** und **Horatius**, zwey von seinen hartnäckigsten Feinden, und die größten Anhänger des Volks, auf sich zukommen sieht, so läßt er ihn von sich, und verschiebt es bis auf eine andre Zeit, sich umständlicher mit ihm zu berathschlagen.

Dritter

Dritter Auftritt.

Die zwey Rathsherren, welche schlau und geschmeidig sind, und sich vortreflich zu verstellen wissen, reden ihn an. Valerius führt das Wort, und versichert ihn gleich Anfangs, daß sie in der besten Absicht, voller guten Vertrauens zu ihm kämen, ohne sich an den Ort, wo er jezt sey, noch an die Streitigkeiten zu kehren, welche sie mit einander im Senate gehabt hätten, weil sie befürchten müßten, ihre Trennung möchte dem Vaterlande, besonders bey so dringenden Gefahren, schädlich seyn. Er sezt voraus, daß Appius ein Römisches Herz und eine aufrichtige Liebe für Rom habe, und stellt ihm hierauf vor, daß das Volk den Tod des Siccius erfahren habe, und ihn durchgängig dem Decemvir und General Cornelius zuschreibe, daß es diese That grausam und tyrannisch schelte, daß es neue Beleidigungen von dieser Art fürchte, seufze und sich beklage; daß auch der Adel nicht weniger beunruhiget und aufgebracht sey, und daß es die äußerste Nothwendigkeit erfordre, sie insgesammt zufrieden zu stellen, ehe sie einerley Geist des Verdachts und der Wuth vereinige, und alle Hülfsmittel vergeblich mache.

Horatius ersucht den Appius auf diese Vorstellung wohl Acht zu haben, und den traurigen Folgen eines allgemeinen Mißvergnügens durch eine schleunige Gerechtigkeit zuvorzukommen,

men, und sich ihres Beystandes, wenn er das Laster bestrafen wolle, zu versprechen, ja, wenn ihm dieser nicht genug sey, des Beystandes des Volks, der Ritterschaft und des Senats. „Da „alle Wünsche, sagt er, nur auf die gemeine „Ruhe abzielen, so wird ein jeder, so bald es „darauf ankömmt, sie zu rächen, mit Vergnü„gen dazu bereit seyn; und gleichwohl wirst du „allein die Ehre der Erleichterung, nach welcher „wir seufzen, genießen.

Weit gefehlt, daß Appius gegen die Reden der zwey Rathsglieder Achtung haben sollte; er erstaunt vielmehr, wie er sie mit so vieler Geduld habe anhören können. Er behauptet, daß das, was sie ihn jezt gesagt hätten, eine schändliche Verleumdung sey; und erklärt sich, daß er es ganz wohl wisse, daß nicht sowohl der Tod des Siccius als die Begierde, die Decemvirs unter sich uneins zu machen und ihre Gewalt zu schwächen, ihr Geschrey veranlasse. „Aber wißt, „sagt er zu ihnen, daß ich, noch ehe euer falscher „Eifer den Endzweck, auf welchen euch eure „Kühnheit und Untreue zielen lassen, wird er„langt haben, das Volk durch Strenge zu bän„digen, den Adel durch exemplarische Strafen zu „bessern, und beyde durch Furcht zurück zuhalten „wissen werde, weil es doch unmöglich ist, ihnen „Liebe einzuflösse und die Gelindigkeit zu nichts „taugt.

Gleich-

Gleichwohl weis es die ganze Welt, auf was für Weise **Siccius** ist umgebracht worden. Heftigkeit und Grausamkeit werden die Gemüther nur noch mehr aufbringen. Das Volk ist schon in der Wuth. Die Truppen stehen in der Nähe des Berges Vellejus, und man muß fürchten, daß sie das Andenken des **Siccius** aufmuntern werde, zu zeigen, was die angeerbte Liebe zur Freyheit vermögend sey. Dieses ist es, was **Valerius** dem Decemvir noch vorstellet, und **Horatius**, welcher diese klugen Vorstellungen unterstützt, giebt sich alle Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß diese Dinge wohl noch weiter gehen könnten; daß er selbst, wenn es das Volk erführe, wie wenig er nach den allgemeinen Trangsalen frage, und deswegen einen Aufstand machte, gar leicht das Opfer seines unversöhnlichen Zornes werden, und die Gefahr für ihn allein weit größer, als für alle seine Anhänger ausfallen könnte. Doch nichts vermag den hochmüthigen **Appius** zu bewegen. Er glaubt vielmehr es sey gut, wenn er nie aufhöre, sich fest und hart zu zeigen, und drohet dem ersten den besten vom Tarpejo herabstürzen zu lassen, welcher sich unterstehen würde, das Volk in Bewegung zu setzen. „Denn, sagt er, die kluge Auf„führung des Magistrats stören, ist kein gerin„ger Verbrechen, als die Freyheit Roms durch „eine schändliche Unterdrückung mißhandeln. Mit diesen Worten geht er ab.

Vierter Auftritt.

Des **Appius** Vermuthung, als ob **Valerius** und **Horatius** seine Gewalt zertheilen und ihn hernach den Gesetzen ihres Eigensinnes unterwerfen wollten, ist für diese zwey Rathsglieder eine Art von Genugthuung. Aus seinem Abscheu vor allem Zwange, aus seinem heftigen Charakter schliessen sie, daß er fähig seyn werde, sich noch grösserer Verbrechen schuldig zu machen, von einer verwegnen Unternehmung auf die andre zu fallen, und dadurch die Zahl seiner Gegner zu vermehren, und sie in Stand zu setzen, das Vaterland aus seiner Unterdrückung zu retten, und zugleich dem **Icilius** und der **Virginia** nützlich zu seyn. Sie reden es mit einander ab, die erste Gelegenheit zum öffentlichen Ausbruche zu ergreifen. Beyde haben ihre Anverwandten und Freunde auf dem Markte verstreuet, welche bereit sind, sich auf das geringste Zeichen thätig zu erweisen. Es kommt nur darauf an, ein Wort auszumachen, an welchem sie sich alle erkennen, sich vereinigen und gemeinschaftlich beystehen können. Dieses ist es, was sie thun müssen. Die Unterstützung des **Icilius** scheinen sie noch nöthig zu haben, weil dieser eine große Menge Anhänger hat; sie machen sich also gefaßt, ihn aufzusuchen, als sie ihn eben mit einem Eifer herbey kommen sehen, welcher seine Absichten und die Stärke seiner Liebe genugsam

an-

anzeigt. Valerius schlägt sogleich vor, ihm mit wenig Worten das, was zwischen ihnen und dem Appius vorgefallen, zu erzehlen, und ihn dadurch zu ihrem Vertrauten zu machen.

Fünfter Auftritt.

Die Neugierde ist es, welche den Icilius herzuführet. Er hatte den Decemvir die beyden Rathsglieder zornig verlassen sehen, er ist also begierig zu erfahren, wie er ihre friedsamen Reden, und ihre klugen Rathschläge aufgenommen habe. Valerius läßt ihn nicht lange warten. Er sagt ihm sogleich; daß Appius nur seinem Ehrgeize folge, daß er seinen Zorn nirgends verberge, daß er sie kaum gewürdiget habe, ihre Vorstellungen anzuhören, und daß ihn alles in Grimm und Wuth bringe. „Er behauptet, sezt Valerius hinzu, daß Siccius „nicht vorsetzlich sey ermordet worden; daß „der Unwille des Volks erdichtet und unser Eifer eine Treulosigkeit sey. Kurz, nach seinem „ausgelaßnen Betragen zu urtheilen, scheint er „kein Gesetz, als seinen Eigensinn zu erkennen, „und Leben und Ehre sind bey ihm in Gefahr.

Hier unterbricht ihn Horatius, und wendet das Gespräch auf eine geschickte Art auf das, was für Virginien zu fürchten sey, und fragt, wer sie schützen werde? Auf diese Frage antwortet der eben so unerschrokne als verliebte Icilius hitzig: „mein Degen! Ich werde ihn brauchen

„so bald ich sehe, daß mir keine andre Hülfe „übrig bleibt. In einer so dringenden Noth „werden meine Anhänger thun, was ich ihnen „befehlen werde. Wer wird aus dem Volke „mir diese Schöne nicht vertheidigen helfen, „wenn ihr beyde selbst, aus Mitleid gegen sie, „euch ihrer annehmt?

Valerius verspricht es ihm in beyder Namen; allein er glaubt, daß man keine Zeit zu verlieren habe. Es sey von der äußersten Wichtigkeit, die Wuth eines Ungeheuers, als **Appius**, so bald als möglich zu hemmen, und dem tödtlichen Gifte, welches er aushauche, ein Ende zu machen. Man müsse daher die erste Gelegenheit, die sich darbieten werde, nicht aus den Händen lassen. **Icilius** denkt in diesem Stücke wie **Valerius**, und versichert ihn, daß, so bald es darauf ankommen werde, mit einer rächenden Hand seinen Degen mit dem Blute des Tyrannen zu benetzen, und die abscheuliche Brunst zu zerfleischen, in welcher so viel barbarische Anschläge verschlossen lägen, er nicht einen Augenblick anstehen wolle.

So viel Entschlossenheit ist gleichwohl nicht nach dem Geschmacke des **Horatius**. Es scheint ihm, der Muth müsse mit mehr Ueberlegung angewendet werden. Alles, was er von dem **Icilius** verlangt, ist dieses, daß er seine Leute berede, sich den Verschwornen zuzugesellen, und daß er die **Virginia** dahin vermöge, daß sie

bloß

bloß ihren Namen hergebe, damit man überall, wo es die Nothwendigkeit erfordern werde, zusammenkommen könne. Icilius giebt sein Wort darauf, und weil die Umstände der Zeit ihrem Anschlage, in Betrachtung der Menge Volks, welche das Fest der Pales auf dem Markte versammelt, vortheilhaft sind, so begeben sich die Rathsglieder weg, um alles zur Ausführung fertig zu halten.

Sechster Auftritt.

So bald sie weg sind, spricht Icilius „Ha! „erlauchte Patricier, welche Ehre habt ihr euch „nicht ehedem erworben, als die Maaßregeln, „die ihr zu Stürzung eines tyrannischen Königs „nahmt, so glücklich von Statten gingen! Möch„te doch Rom, eure Mutter, euch, so wie euren „berühmten Vorfahren, den Tod oder die Ver„bannung dieses neuen Tarquins, bald zu danken „haben. Möchte doch das Volk, welches edel„müthig nach der ihm geraubten Freyheit seuf„zet, aus einer so harten Knechtschaft gerissen „werden! Lasset uns, durch die gerechten Bewe„gungsgründe, die uns vereinigen, selbst das „Werkzeug dazu seyn! Und du Virginia, du, „mein höchstes Gut, und Gebietherin dieses ent„brannten Herzens, welches nur dich bey allem, „nach dem es strebt, zur Absicht hat; erfülle die„ses Herz dergestalt, daß es sich nichts vorsetze, „und nach keiner andern Ehre geize, als deinet-

„wegen unbesorgt seyn zu können. Sollte man „mir auch vorwerfen, daß ich von allen Römern, „die dieses großen Namens wirklich werth wä„ren, der erste sey, welcher der Liebe den Vorzug „gegeben habe, der dem Vaterlande gehöre! „Dennoch soll alles, was in mir ist, nur durch „meinen Verdruß belebt werden. Meine „wüthende Eifersucht will sich nicht länger in „meiner Seele verschließen lassen, und schon ei„le ich, alle meine Anhänger aufzubringen. O „gieb nicht zu, großer Jupiter, daß der grau„same Appius, einer so starken Verschwörung „entkomme.

Siebender Auftritt.

In dieser Gemüthsbewegung wird er von dem klugen Numitor überrascht, welcher es ihm verweiset, daß er sich nicht besser mäßigen könne. Er stellte ihm vor, daß ihn sein Gesicht und seine Handlungen verriethen, welches dem Fortgange seiner Anschläge sehr nachtheilig seyn könnte. Er ermahnt ihn folglich, sich den zwey Rathsgliedern gleich zu stellen, welche viel zu klug und viel zu verschlagen wären, als daß sie ihr Vorhaben merken ließen; sie zwängen sich vielmehr in Gegenwart des Tyrannens, und verbärgten dem Icilius selbst den ganzen Umfang ihrer Absichten, indem sie bloß mit ihm von der Ursache seines Verdrusses offenherzig sprächen.

Diese vernünftigen Rathschläge gehen Anfangs dem **Icilius** sehr schwer ein, weil der Decemvir gegen alle Klagen und Erinnerungen sich zu verhärten geschienen, und er also keine Hofnung hat, **Virginien** ausser Gefahr zu wissen. Er glaubt so gar, es sey keine andre Hülfe übrig, als daß sie bey dem geringsten Vergehen des treulosen **Appius** alle zu den Waffen grieffen, um die Freyheit zu vertheidigen, und die allgemeine Sicherheit für Kränkungen zu schützen. Doch da er endlich die tiefere Einsicht des klugen **Numitors** zu erkennen genöthiget wird, so giebt er nach. Er verspricht, so lange es für **Virginien** nicht gefährlich sey, dem Beyspiele der zwey edeln Senatoren zu folgen, und ihnen zur Reifung ihres Entschlusses alle Zeit zu lassen, damit sie bey ihren Unternehmungen eines glücklichen Ausganges könnten versichert seyn, aus welchem seine Liebe den größten Vortheil ziehen werde. „Dem Proteus gleich, spricht „er, will ich alle Gestalten, nach dem es nöthig „seyn wird, anzunehmen wissen. Als ein andrer „Janus mit zwey Gesichtern, will ich mir die „vergangnen Fehler zu Nutze machen, um mich „in Zukunft desto vorsichtiger aufzuführen.

Numitor erfreut sich über diesen Vorsatz und berichtet ihm, daß er dem **Virginius** von allem habe Nachricht geben lassen, daß er ihn alle Augenblicke erwarte, und daß er selbst entschlossen sey, den Verschwornen durch seine Anhän-

hänger beyzustehen, welche weder an Menge noch an Tapferkeit den Anhängern irgend einer Parthey nachzusetzen wären. Dieses bestärkt die Hofnung des Icilius, der sich nunmehr im Stande sieht, den größten Gefahren Tröz zu biethen; doch ungeachtet dessen, was er sich von einer so mächtigen Verschwörung versprechen kann, wird sein Herz gleichwohl von einer heimlichen Ahndung beunruhiget, als ob ihn an diesem Tage ein ganz besonders Unglück bevorstehe. Unterdessen verlassen sich beyde in ihren ersten Entschließungen, und machen dem zweyten Aufzuge ein Ende.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Appius und Claudius treten mit einander auf, und unterreden sich von dem, was die zwey Senatores dem Decemvir gesagt haben. Dieser lobt den Appius ungemein, daß er sich nicht an sie gekehrt, noch seinem Ansehen, durch Annehmung ihrer Rathschläge etwas vergeben habe. Unterdessen ist es doch nicht sehr zu verwundern. Der Decemvir hat Ursache dem Valerius und Horatius nicht zu trauen; und auch außer seinem Stolze, welcher ihm nicht erlaubt, in seiner angemaaßten Herrschaft sich irgend Grenzen setzen zu lassen, ist seine Liebe zu Virginien so stark, daß er den Tod der geringsten

sten Verkürzung seiner Macht vorziehen würde. Alles was sich seiner heftigen Leidenschaft zu widersetzen scheinet, dienet bloß sie zu unterhalten, und der Verlust seines Ansehens selbst würde seine Begierden nur mehr reitzen, indem er ihn von dem Gegenstande, nach welchem er seufzet, entfernte.

Claudius, der ihn in dieser Verfassung sieht, bezeigt ihm sein Erstaunen über seine Mäßigung. Umsonst sucht Appius sie unter dem Vorwande, daß die Strenge und die Verachtung der Virginia für ihn eine Art von Bezauberung sey, zu rechtfertigen; sein Liebling giebt sich alle Mühe, ihn zu überreden, daß er im geringsten nicht verzweifeln müße, so lange er mit dieser Römerin noch nicht selbst gesprochen habe. „Ist sie nicht ein Weibsbild? fügt er „hinzu. Sollten Lobsprüche, Schmeicheleyen, „Eitelkeit, Eigennutz, die Ehre dich zu ihren „Füssen zu sehen, nicht fähig seyn, den Eigensinn „zu verführen, gesetzt auch, daß sie das Herz „nicht gewinnen könnten? Sollte bey ihrem „Geschlechte alles vergebens seyn? Entschließe „dich nur, mit ihr zu sprechen. Dieser Tag ist „ohne Zweifel der vortheilhafteste, den du nur „dazu aussehen könntest.

Der Decemvir gesteht zu, daß er alles anwenden müsse, um sein Uebel zu erleichtern, allein er glaubt, daß es sich für ihn nicht schicke, öffentlich etwas zu versuchen. Seine Leidenschaft

würde gar bald allen bekannt werden, und wenn ihm sein Unternehmen mißlingen sollte, so wäre er vor der ganzen Welt zum Gelächter gemacht. Ehe er sich einer so großen Beschimpfung aussetzte, wolle er lieber **Virginien** aus dem Hause ihres Vaters oder ihres Gemahls zu entführen und sie aus dem Schooße der Glückseligkeit zu reißen trachten.

Ob nun gleich **Claudius** der Mann gar nicht ist, der diesen letztern Anschlag mißbilligen sollte, so besteht er doch auf seinem ersten Rathschlage und muntert den Decemvir durch Gründe auf, die seiner Ruchlosigkeit würdig sind. „Wenn es, sagt er, darauf ankömmt, dasjenige was man begehrt, zu erlangen, so setzt man „alles Bedenken und alle Besorgniß bey Seite. „Ein Mann, der die Gewalt in seinen Händen „hat, kennet weder Furcht noch Ueberlegung. „Wenn man sein Glück durch ein Laster erlangen kann, so ist die Tugend unnütze. Unterlaß also ja nicht, dich der gelegenen Zeit eines „Festtags zu bedienen. Es ist natürlich, daß „sich **Virginia**, bloß in Begleitung der **Publicia**, dabey einfinden wird. Suche sie auf, „und wenn du sie findest, so laß es sie aus deinem eignen Munde hören, wie viel du für sie „empfindest. Wenn sie dich anhört, gesetzt auch, „daß sie dich mit keiner Gegenliebe belohnt, so „muß sie dir doch wenigstens dafür verbunden „seyn, und schon dieses wird für dich eine Art

„von

„von Erleichterung seyn, die dir noch bis jezt ge„fehlt hat.

Endlich entschließt sich **Appius**, so hart es ihm auch fällt, diesem Rathe zu folgen; und weil er in eben dem Augenblicke **Virginien** mit der **Publicia** herbey kommen sieht, so macht er sich ein wenig bey Seite, damit sie, wenn sie ihn erblickten, nicht wieder zurück gehen möchten; **Claudius** aber geht noch weiter zurück, um ihm völlige Freyheit zu lassen.

Zweyter Auftritt.

Virginia ist ihres geliebten **Icilius** wegen besorgt. Weil sie fürchtet, daß ihn seine natürliche Hitze allzuweit treiben, und er seine Person der Gefahr allzusehr aussetzen dürfte, so betauert sie es, daß sie ihm nicht alle ihre Furcht entdeckt habe, um ihn dadurch zurück zu halten. Sie möchte ihm gerne antreffen, um es nach zu thun, und dieses ist es, was sie hierher bringt. **Publicia** hat ihrer Ungeduld nachgegeben; allein sie fürchtet ihr Nachgeben könne ihrer jungen Gebietherin nachtheilig seyn, wenn sie **Appius** etwan antreffen sollte. Sie findet ihre Treue dadurch beleidiget, und erkennt, daß es der bitterste Vorwurf seyn würde, den sie sich selbst machen könnte. Diesem Unglücke vorzukommen, nöthiget sie **Virginien**, mit ihr wieder fortzugehen; doch in eben dem Augenblicke entdeckt sie den Decemvir. Voller Bestürzung

ruft

ruft sie sogleich aus: „gerechter Himmel! Meine „Besorgniß trift ein. Ich sehe den **Appius**.

Bey diesem Namen erkaltet das Herz der **Virginia**, und diese tugendhafte Römerin stellt ihre Aufseherin zwischen sich und den Decemvir, um ihr gleichsam zur Schutzwehr zu dienen. Doch dieses verhindert den **Appius** nicht, sich ihr zu nähern, und ihr alles zu sagen, was die Liebe nur zärtliches und lebhaftes einflössen kann. **Publicia** welche beständig ihrer Pflicht auf das genaueste nachzukommen sucht, erinnert den Decemvir an die Antwort, die sie ihm schon im Namen ihrer jungen Gebietherin gegeben habe, und setzt hinzu: „Schmeichle dir nicht, daß **Vir**„**ginia** deinem Verlangen heut geneigter seyn „werde. Sie ist kein Weibsbild, welches ge„wohnt ist Reden anzuhören, die ihre Tugend „beleidigen. Wende dich damit zu andern, die „sie anhören wollen, wenn du dich durch ihr „Stillschweigen nicht einer neuen noch größern „Kränkung aussetzen willst.

Der Decemvir ist zu verliebt, als daß er sich so plötzlich sollte abschrecken lassen, und beschwört sie, daß sie ihm erlauben wolle, **Virginien** alle die Stärke seiner Leidenschaft zu erkennen zu geben, oder daß ihm wenigstens diese anbethenswürdige Schöne mit ihrem eignen Munde die abschlägliche Antwort ertheilen dürfe. Doch die Aufseherin erklärt ihm, daß es umsonst seyn

würde,

würde, wenn sie es auch erlaubte, ja wenn auch Virginia selbst darein willigte.

Um so wohl die eine als die andre zu gewinnen, zeigt Appius beyden die Vortheile, die sie aus dem Opfer seines Herzens und seines Ansehens ziehen könnten. „Fragt ihr denn, spricht „er zu ihnen, so wenig nach dem Glücke, daß ihr „es so verächtlich von euch stosset? Und du Vir„ginia, kannst du mit einem gleichgültigen Auge „denjenigen zu deinen Füßen sehen, welchem als „Herrn von Rom, alles zu Gebothe steht? „Schmeichelt es dir so gar wenig, daß er dir nicht „einmal des geringsten Zeichens der Erkenntlich„keit werth zu seyn scheinet? Ich halte dich für „zu klug, als daß du dein Glük so hassen, und „den Appius verachten solltest, der dir seine „Hoheit anbiethet und aufopfert.

Unterdessen kömmt er damit nicht weiter. Virginia und Publicia halten es für ihrer unwürdig, sich durch die Reizungen des Eigennutzes und des Glückes verführen zu lassen. Der Decemvir geräth darüber in Wuth, er kann sich nicht länger halten, und drohet der Virginia, ihr und ihrem Geliebten die Wirkungen seines Zorns und der Macht, die sie verachtet, empfinden zu lassen. „Ich will dich, spricht er, „die Güter die du verachtest, höher schätzen „lehren. Ich will = = =

Publicia will ihn hier unterbrechen, doch Virginia legt ihr Stillschweigen auf, und ergreift

greift das Wort selbst. Wenn es Klugheit und Anständigkeit von ihr forderten, bey verliebten Schmeicheleyen taub zu seyn, so ist es mit Drohungen ganz anders beschaffen. Es würde eine Niederträchtigkeit seyn, sie ruhig zu ertragen, und ihr edler Stolz erlaubt es ihr nicht. Was kann sie auch mehr beleidigen, als daß man sie zu der geringsten unanständigen Schwachheit für fähig hält? Ob schon ihre Familie geringer als die Familie des Decemvirs ist, so weicht sie ihr doch nicht an Verdiensten. Niemanden ist der Ruhm unbekannt, den sie erhalten hat, und den sie noch jezt, ohne dem geringsten Fleck, behauptet. Sollte **Appius** allein keine Kenntniß davon haben? Und weis er denn übrigens nicht, daß **Virginia** ihr Herz nicht mehr in ihrer Gewalt hat? Weis er denn auch nicht, daß er kein Recht hat, einigen Anspruch darauf zu machen? Warum wagt er es dennoch? Auf was gründet er sich, da er das untadelhafte Band, welches den **Icilius** und die **Virginia** verbindet, zertrennen will? Ist er es nicht selbst, welcher das Gesetz bekannt gemacht hat, das die Heyrathen zwischen Patriciern und Plebejern verbiethet? Wie kann er die Unverschämtheit haben, sich von demselben auszuschließen? Sollte nicht schon das genug seyn, ihn zurück zu halten, wenn ihm die Tugend der **Virginia** auch nicht bekannt wäre? Darf er sich wohl schmeicheln, diese Tugend zu verführen? Heißt nicht,

nur

nur so etwas zu denken, sie beleidigen? Daran zu zweifeln, und es zu versuchen, heißt dieses nicht, sich selbst schuldig machen? Was für starke Gründe können nicht dem Decemvir vorgelegt werden, um ihm die Ungerechtigkeit und die Abscheulichkeit seines kühnen Unternehmens zu zeigen! Virginia vergißt keinen einzigen, und nachdem sie sogar dem Decemvir einen ewigen Groll geschworen, sagt sie zum Schlusse: „Mäs„sige also deine nichtswürdige, blinde und eitle „Kühnheit, mit der du nichts suchst, als mich „zu beleidigen. Befürchte, daß mich die Göt„ter entweder selbst, oder durch die Hand eines „Sterblichen, vielleicht rächen werden. „ Mit diesen Worten geht sie zugleich mit ihrer Aufseherin, ab.

Dritter Auftritt.

Appius will sie zurück halten, er ruft sie, aber es ist umsonst. Bald aber sieht er auf sich selbst zurück, und schähmt sich einer solchen Schwachheit. Er hält es für seiner unwürdig, wie der Pöbel zu lieben und sich den Gesetzen dabey zu unterwerfen. Wenn seine Liebe dergleichen erkennen müßte; so würde er glauben, daß sein Ansehen dadurch eingeschränkt wäre. Er vermeint, daß seine Ehre darauf beruhe, sich überall Gehorsam zu verschaffen. Er faßt hierauf den Entschluß, seine Wuth zu verbergen, ein ruhiges und freudiges Ansehen anzunehmen,

um seine Absichten desto gewisser zu erreichen, in der That aber Gewalt, List, Betriegerey, und alles anzuwenden, wodurch er über das hartnäckige Weigern der **Virginia** siegen könne. „Es „empfinde dieses Weibsbild, was derjenige vermag, welcher Rom beherrscht, und keinen Höhern erkennt; derjenige, welcher nur deswegen „Gesetze gegeben hat, damit er desto freyer leben „könne; kurz derjenige, welcher durch seine „Standhaftigkeit selbst die Religion wird zu „zwingen wissen, sich nach seinem Gutdünken zu „bequemen.

Vierter Auftritt.

Hier wird er durch die Zurückkunft des **Claudius** unterbrochen, welchem er den schlechten Fortgang seines Unternehmens erzehlt. Ob er gleich schon entschlossen ist, sich an nichts ferner zu kehren; ob er gleich bereits einen Anschlag ausgedacht, dem zu Folge er dem **Cornelius** einen Befehl zugeschickt, den **Virginius** nicht aus dem Lager zu lassen, sondern auf alle seine Handlungen sorgfältig Acht zu haben; und ob er gleich versichert, daß er die Gegenbemühungen des **Icilius** und des **Numitors**, welche einzig und allein im Stande wären, sich ihm mit ihren Anhängern zu widersetzen, auf keine Weise fürchte: so gesteht er doch dem **Claudius**, daß die List, welche er erdacht habe, so son-

sonderbar sey, daß er sie noch vorher überlegen wolle, ehe er sie zur Ausführung brächte.

Claudius, der würdige Liebling eines solchen Herren, mißbilliget diese Langsamkeit. Bey gegenwärtigen Umständen, scheinet ihm die Eilfertigkeit unumgänglich nöthig zu seyn, und da er überzeugt ist, daß man keine Zeit zu verlieren habe, so dringt er in den **Appius**, auf das schleunigste seinen Entschluß zu fassen. „Entschließe dich noch heut, spricht er, entschließe „dich noch in diesem Augenblicke. Fange an, „meine Treue zu beschäftigen. Bediene dich „meiner; befiehl!

Der Decemvir zweifelt an seinem Eifer nicht, und weil er endlich seiner Meinung nachgiebt, so will er ihm eben sein Vorhaben entdecken, als er durch die Ankunft des **Icilius** daran verhindert wird.

Fünfter Auftritt.

Dieser macht sich die Gelegenheit zu Nutze, um ihm seine Aufwartung zu machen, und ihm mit dem verbindlichsten und ehrfurchtsvollsten Bezeigen seine Dienste anzubieten. Allein **Appius** kehrt ihm den Rücken zu, und begiebt sich mit seinem Lieblinge fort, nachdem er hochmüthig zur Antwort gegeben: „Wenn ich mir auch selbst „nicht genug wäre, so sind doch schon die Schergen, „auch alsdann, wenn ich allein zu seyn scheine, „so nahe um mich, daß alle Gesellschaft für mich

„unnöthig ist; besonders weil ich bey ihnen, „Icilius, nichts zu fürchten habe, und versichert „seyn kann, daß man mir gehorcht.

Sechster Auftritt.

Es scheint als ob der Anblick und die hochmüthige Antwort dieses Tyrannen die Wuth des Icilius aufs neue angeflammt habe. Bey der Verzweiflung, Rom von seiner Höhe herab gestürzt, den Adel und das Volk unterdrükt, und die Hitze und den Eifer der Römer für die Freyheit fast ganz erkaltet zu sehen, erstaunt er eben so sehr über sich selbst, daß er, der so viele andre durch seinen Widerstand, sich unter das schimpfliche Joch zu biegen, übertroffen habe, nunmehr selbst so geduldig die schimpflichen Reden dieses verhaßten Ungeheuers anhören könne. „Numitor, ruft er aus, indem er sich des „Raths dieses klugen Alten erinnert, das also „ist die Frucht, die man von der Zurückhaltung „seines Zornes hat? Was gewinne ich, wenn „mich der Grausame beleidiget, und ich mich nicht „den Augenblick räche? Soll ich lieber warten, „bis der Eigensinn des Schicksals mir die Ge„legenheit versagt, die es mir heute anbiethet? „Ich schwöre bey dem allmächtigen Vater der „Götter, welcher in unserm alten Latium ver„ehret wird, daß, wenn wir jemals die Zeit „loszubrechen erlaubet, dieser abscheuliche Bar„bar, dieser grausame Feind meiner Ruhe, zu

„sei-

„seinem Unglücke erfahren soll, daß noch unter „den Ruinen des Vaterlandes ein Römisches „Herz zu finden sey.

Siebender Auftritt.

Icilius läßt seine Wuth austoben, als eben **Virginia**, die ihn, in der Absicht ihn selbst anzufeuern, aufsucht, mit der **Publicia** weinend herzukömmt. So bald sie den **Icilius** gewahr werden, räth **Publicia** ihrer jungen Gebietherin ihre Thränen zu hemmen; doch es ist umsonst. Das Herz der **Virginia** ist allzuempfindlich verwundet, und von der kühnen Beleidigung des Decemvirs allzuschmerzlich durchdrungen. Sie muß ihnen, wider ihren Willen freyen Lauf lassen. Ihr Geliebter sieht es, wird darüber unruhig und fragt nach der Ursache. „So lange **Icilius** lebt, sprich, was kann dich „betrüben? Sollte dich sein brennender Eifer, „seine Liebe nicht gegen alles beruhigen? Rede „doch, und verbirg mir die Ursache deines Ver„drusses nicht länger. Du hast jezt ohne Zwei„fel eine neue und eine empfindlichere als „die ist, die ich schon weis.

Virginia läßt nicht sehr in sich dringen. Ihre Thränen haben angefangen, ihren Schmerz zu entdecken, und ihr Mund zaudert nicht, das übrige hinzu zu thun. Nachdem sie ihrem Geliebten zu verstehen gegeben, daß sie den **Appius** gesehen habe, und nicht länger seinen unver-

schähmten Reden ausgesetzt seyn wolle, so entdeckt sie ihm, ohne allem Umschweif, ihr Verlangen. Sie ist nicht mehr die zärtliche Liebhaberin, die für das Leben ihres Liebhabers und ihr eignes zittert, und den Zorn ihres theuren Icilius zu mäßigen sucht. Sie ist nunmehr ein wüthendes Weibsbild, welches nach nichts als Rache dürstet. Keine Gefahr ist fähig, sie zu erschrecken. Ihr Geliebter, so werth er ihr ist, soll alles wagen. Sie will, daß er nebst ihrem Vater, den sie alle Augenblicke erwarte, nebst dem Numitor und den zwey Rathsgliedern, auf das schleunigste die nöthigen Maaßregeln ergreife, um den Tyrannen zu stürzen, und sein Vaterland indem er sie räche, aus der schimpflichen Knechtschaft, in welcher es seufze, zu retten. „Icilius besonders, setzt sie hinzu, darf „sich an nichts weiter kehren. Was haben wir „noch zu verlieren, wenn man uns die Freyheit „sogar in den Gesetzen und in der Liebe raubet?

So viel war nicht einmal nöthig, um den Icilius aufzumuntern, das alleräußerste zu wagen. Es tauert ihn nur, daß er nicht in dem Augenblicke alle Verschworne versammeln, und mit ihnen eilen kann, seine Hand in das Blut des grausamen Appius zu tauchen. Seitdem er weis, daß seiner geliebten Virginia selbst daran gelegen ist, sind ihm alle Augenblicke kostbar. Er will sich einen jeden derselben sogleich zu Nutze machen, um alles zu einer schleunigen

Aus-

Ausführung seines Anschlages zu veranstalten. Unterdessen räth er der **Virginia**, sich ohne Anstand wieder zu ihren Römerinnen zu begeben, welche sie bereits zur Feyerung des Festes der Pales suchten; er verspricht ihr zugleich, daß er sie nicht aus dem Gesichte verlieren, sondern auf ihre Sicherheit äußerst bedacht seyn wolle.

Nach diesen Versicherungen befürchtet **Virginia** weiter nichts. Sie ist an Geist und Herz mit dem **Icilius** vereint, und scheuet weder den verhaßten Namen, noch selbst die Gegenwart des Tyrannen. Die zwey Verliebten nehmen hierauf auf das zärtlichste von einander Abschied, verspreчen sich eine beyderseitige Liebe, welche selbst der Tod nicht auslöschen soll, und **Publicia** schließt diese letzte Scene des dritten Aufzuges mit folgenden Worten: „Möchten doch „die Götter an euch beyden zeigen wollen, daß sie „die Tugend beschützen und belohnen, ob sie die„selbe gleich manchmal zu verlassen scheinen.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Anschlag des **Appius** in Ansehung der **Virginia** ist dem **Claudius** kein Geheimniß mehr. **Appius** selbst hat ihn davon unterrichtet, und ihm die gehörigen Befehle ertheilet. Man kann es aus den Worten schließen, die er im hereintreten zu dem **Claudius** sagt.

 „Die=

„Dieses, **Claudius**, dieses ist das letzte Hülfs-
„mittel, welches mir meine unumschränkte Herr-
„schaft anbiethet, um meinen brennenden Be-
„gierden Genüge zu thun. Du, der du die
„Seele des ganzen Unternehmens seyn mußt,
„mache dich fertig, alles, was ich dir gesagt ha-
„be, zu vollziehen.

Claudius entdeckt nunmehr vollends seinen verhaßten Charakter, und zeigt wie viel ähnliches er mit dem **Appius** habe. „Wenn man, spricht „er, so glücklich ist, eine Creatur von dir zu seyn, „so weis man nichts zu antworten. Der Ge-„horsam spricht allein. Bis hierher sind weder „Laster noch Schwierigkeiten fähig gewesen, mich „zurück zu halten. Die Gewohnheit und das „Vergnügen dir zu dienen, zerstreuen alle Be-„denklichkeiten.

Noch mehr wird er durch die schmeichelhaften Versprechungen aufgemuntert, welche ihm der Decemvir macht. Er will ihm zum Lohne in allen behülflich seyn, wornach seine Begierde nur streben werde, und seine Unterstützung soll ihm in keiner Sache mangeln.

Zweyter Auftritt.

Nachdem aber **Appius** weg ist, so scheint es doch, als ob er beynahe unentschlossen sey, was er eigentlich thun solle. So lange er die Gefahr nur von weiten gesehen hat, so lange hat ihm seine Verblendung nicht erlaubt, sie in ih-

rer ganzen Größe und nach allen ihren Eigenschaften zu entdecken; jezt aber, da er sie in der Nähe betrachtet, und sich ihr eben aussetzen soll, ist es ganz etwas anders. Ihr Anblick scheint ihn zu erschrecken. Die Ungewißheit des Ausganges, die traurigen Folgen, welche dieses Unternehmen haben kann, bewegen ihn einige kluge Betrachtungen anzustellen; und ob ihn diese Betrachtungen gleich nicht anders Sinnes machen, so halten sie ihn doch einige Zeit in Ungewißheit und seine Kühnheit geht fast verlohren. Unterdessen sind sie viel zu schwach, als daß sie einen allzudauerhaften Eindruck auf ein verderbtes Herz machen sollten, und es währt nicht lange, so hat er sie gänzlich aus seiner Einbildung verjagt. Das Glück ist viel zu reizend für ihn, als daß er es nicht zu erhalten suchen solle, wenn es ihm auch noch so theuer zu stehen käme. Die allerabscheuligsten Laster sind bey ihm gerechtfertiget, wenn sie geschickt sind, glücklich zu machen. Was liegt ihm daran, daß die That die er begehen soll, ihres gleichen nicht habe? Wenn er keine Ehre dabey einlegt, so wird er doch Nutzen daraus ziehen, welches seine Eitelkeit eben so sehr schmeicheln muß. Dieses ist ihm genug, und in diesem Entschlusse begiebt er sich bey Seite, weil er **Virginien** nebst der **Publicia** und andern Römerinnen gewahr wird.

Dritter Auftritt.

Unter dem Vorwande einer kleinen Unbäßlichkeit, die ihr in der ungesunden Luft zugestossen sey, bittet **Virginia** die Römerinnen, es nicht übel zu nehmen, daß sie sich nach Hause begeben müsse. Die Römerinnen sind wegen ihre Gesundheit besorgt und wollen sie begleiten, worein **Publicia** auch williget, als plötzlich der treulose **Claudius** erscheint, auf **Virginien** los gehet, sie bey der Hand ergreift und gebiethrisch spricht. „Du mußt mir vorher folgen, weil es „erlaubt ist, das Seine wieder zu nehmen, wo „man es findet.

Virginia erstaunt über diese Gewaltsamkeit, und ruft aus: „Was soll dieses sagen, mächtige „Götter!“ Aber **Claudius** antwortet ihr mit Ungestüm. „Es will sagen, daß du nicht als „diejenige gebohren bist, die du dir zu seyn einbildest; sondern du bist die Tochter einer Sklavin, die mir zugehört, und jezt will ich mich, „da es mir der Zufall erlaubet, meines Rechts „bedienen.

Auf diese Rede nimmt das Erstaunen der **Virginia** noch mehr zu; und indem sie sich mit Gewalt aus den Händen ihres ungerechten Räubers losreißen will, ruft sie den Beystand der Götter an, welchen die Abscheulichkeit dieser Verleumdung bekannt sey. **Publicia** die, wie es ihre Pflicht erfordert, bey ihrer Gebietherin

rin fest hält, ist über eine so gräßliche Beleidigung nicht weniger betroffen. Sie ist bey der Geburth der **Virginia** gegenwärtig gewesen, allein ihr Zeugniß kann hier von keinem Gewichte seyn. Uebrigens fehlt ihr auch die Stärke, es geltend zu machen. Was kann sie also thun? Nichts, als um Rache zu schreyen, und die andern Römerinnen zu ersuchen, ein gleiches zu thun, weil ihre eigne Freyheit in der Entführung der **Virginia** angegriffen sey. Dieses ist ihre einzige Hülfe. Eine von ihren Gefehrtinnen erhebt auch sogleich die Stimme und ruft: „Römer, wann ihr für die Ehre einer Weibsperson empfindlich seyd, so eilet schleunig herzu, ihr „beyzustehen.

Vierter Auftritt.

Sie findet auch sogleich einen Vertheidiger an dem **Numitor**, welchen seine großmüthige Gesinnung den Augenblick herbey bringt. Aber wie erstaunt dieser Römer, als er **Virginien** in den Händen des **Claudius** gewahr wird! „Was seh ich! ruft er. **Virginien** beleidiget „man! Wie kannst du dich **Claudius** einer „solchen Ausschweifung unterfangen?

Doch **Claudius** läßt sich durch diese Frage nicht abschrecken, sondern bestehet auf seinem Vorgeben, und antwortet mit Uebermuth: „Weil „eben dasselbe Gesetz, **Numitor**, welches mich „berechtiget, das Meine zu vertheidigen, mir

„zugleich die Macht giebt, es dem, der sich des„sen anmaaßen will, wieder zunehmen.

Umsonst wirft ihm **Numitor** seine Ungerechtigkeit vor; umsonst nimmt er **Virginien** bey der Hand, um sie ihm zu entreißen, und räth ihm sie fahren zu lassen; umsonst ermuntert **Virginia** selbst durch Reden und Thränen ihren Vetter, sie zu befreyen; der Betrieger **Claudius** ist unbeweglich. In der Gewißheit, daß er den Richter bey dieser Streitigkeit für sich haben werde, sagt er zu dem **Numitor**. „Es „ist so leicht nicht, sie mir wieder zu nehmen. Und zu **Virginien** spricht er: „Und du, schmei„chle dir nur nicht, das geringste durch deine „verstellten Thränen zu erlangen. Der, fährt „er gegen beyde fort, welcher uns richten muß, „wird meine Gründe gewiß hören.

Unterdessen bestehet **Numitor** darauf, **Virginien** zu haben, und **Claudius**, welcher durchaus nicht nachgiebt, spricht: „Brauche „keine Gewalt bey einer Sache, die durch einen „Rechtsspruch muß entschieden werden. Höre „nicht auf das unsinnige Geschrey eines Wei„bes. Spare deine Mühe, oder = = = = Hier machen sie beyde eine Bewegung, der eine um **Virginien** zu befreyen, und der andre, um sie zu behalten, bis sie endlich den **Appius**, mit seinen Schergen herbey kommen sehen, da sie denn **Claudius** fahren läßt.

Fünfter

Fünfter Auftritt.

Appius thut als ob er von nichts wisse, und fragt indem er herzukömmt, mit einer angenommenen frommen Mine, woher das Geschrey, das er gehört habe, entstanden, und welches der Unheilige sey, der die Begehung eines so feyerlichen Tages beunruhige? „Sollte man etwa vergessen haben, setzt er hinzu, daß es in Rom einen „Beschützer der Freyheit des Volks und seiner „Andacht giebt? Gleich, entdeckt mir die Ursache einer so großen Unordnung, oder mein „Zorn wird = =

Claudius fällt ihm ins Wort, und mit einer Mine, die allen Verdacht einiges Verständnisses unter ihnen vernichtet, bittet er ihn vor allen Dingen, seinen Zorn zu mäßigen. Hierauf entdeckt er ohne Schwierigkeit, daß er selbst der vornehmste Urheber dieses Lerms sey, und bemüht sich, ihm durch folgende Erzehlung die Ursache davon anzugeben. „Dieses arme Weibsbild, welches sich einbildet, die Tochter des „**Virginius** und der **Numitoria** zu seyn, hat „zu ihrer Mutter eine elende Sklavin, Namens „**Servilia** gehabt, die ich gekauft habe, und „die mir zugehört. Ihre vorgegebene Mutter „kaufte sie gleich nach der Geburth, und gab sie „für ihre Tochter aus, um durch diese Unterschiebung ihre Unfruchtbarkeit zu verbergen. Ich „habe sie hier angetroffen, und da ich gewiß „weis,

„weis, daß sie mir zugehört, und glaubte, die „Römerinnen würden meinem unleugbaren „Rechte nur schwach widerstehen können, so „wollte ich mir sie wieder zueignen. **Numi-** „**tor**, der auf das Geschrey herbey kam, setzte „sich ohne Grund darwider. Und mittlerweile „kamst du dazu, da ich dann sogleich aus Ehr- „furcht von meinem Unternehmen abstand.

Der Decemvir scheinet sich wieder zu besänftigen, und will von dem **Numitor** wissen, was er hierauf zu antworten habe. **Numitor** versichert, daß dieses die schändlichste Betriegerey sey, die jemals ein Mensch erfunden habe. Ganz Rom ist für ihn, und **Publicia** insbesondre, welche allezeit **Numitorien** die **Virginia** an ihrer Brust habe säugen sehen. „Was „kannst du für dich anführen, Nichtswürdiger? „sagt er zu dem **Claudius**. Was kannst du „einem so klaren Zeugnisse entgegen setzen?

Der Betrieger **Claudius** ist nichts weniger als betroffen. Er verwirft **Publicien** als verdächtig; und wenn ihm **Numitor** nicht den Augenblick **Virginien** wiedergeben wolle, so erbiethe er sich, sogleich glaubwürdige Zeugen, die aller Partheylichkeit unfähig wären, darzustellen.

Doch **Appius** will dieser Erleuterung ausweichen. Die Angelegenheit ist allzuwichtig, und die Untersuchung würde allzulang seyn. Weder Zeit noch Ort sind dazu bequem. Es sind auf

dem

dem Markte eine Menge Personen in Bewegung, und er muß sich durchaus nicht von dem vornehmsten Gegenstande seiner Aufmerksamkeit abziehen lassen. Alle Sorgfalt der Obrigkeit muß dem andächtigen Eyfer des Volks gewidmet seyn. Und dieses ist für dem Decemvir der scheinbare Vorwand, warum er sich jezt die Zeugen zu hören, weigert. Alles was er thun kann, ist, daß er die Entscheidung dieses Handels auf den Nachmittag verschiebt. Die Hitze des Volks wird ohne Zweifel ein wenig nachgelassen haben, und der Zulauf desselben wird nicht so beträchtlich seyn. Durch diesen Aufschub werden beyde Theile Zeit haben, sich zur Führung ihrer Beweise vorzubereiten. Sie können alsdenn vor dem Tribunale des Decemvirs erscheinen, und daselbst ihre Rechte vortragen und vertheidigen, und bey der höchsten Macht, welche Rom verehret, Gerechtigkeit suchen. Unterdessen aber, behauptet **Appius**, müsse man sich der **Virginia** versichern. Er kann nicht umhin, für denjenigen eingenommen zu seyn, welcher sich seinen Sklaven wieder zueignen will. Das Recht scheint ihm einigermaaßen durch die That selbst gerechtfertiget zu seyn, und er hat auch sonst noch für sich einige geheime Bewegungsgründe, welche ihn so zu denken nöthigen. Was kann er also bey diesen Umständen thun? Er muß vorläufig befehlen, daß diese Unglückliche (das sind seine eigne Worte) in die Hände des

Clau-

Claudius, oder einer andern sichern Person, die dieser Römer erwählen würde, geliefert werde.

Numitor bezeigt dem Decemvir sein Erstaunen, daß er ihn wider alle Gerechtigkeit einem Betrieger, einem Nichtswürdigen, auf ein blosses Vorgeben, das nicht die geringste Wahrscheinlichkeit habe, den Besitz desjenigen, was er verlangt, zusprechen höre, ohne sich an so viel rechtschafne Personen, welche wider ihn zeugen, zu kehren. Ist es erlaubt, die Ehre eines angesehenen Bürgers so zu erniedrigen? Will man ihm das Seinige, ohne ihn zu hören, rauben? Soll dieses der Lohn für die ausnehmenden Dienste seyn, die er dem Vaterlande leistet? Wird man ihm nicht erlauben, da er Rom so nahe ist, seine eigene Sache zu vertheidigen? Kann man sich weigern, einen Termin, zu seiner Verhörung anzusetzen? Wird man ihn zu Rom so verächtlich mißhandeln, jezt da er eben das seine dazu beyträgt, die siegenden Adler dem Feinde fürchterlich zu machen? Sollte sich Appius zu solchen Ausschweifungen verleiten lassen? **Numitor** thut, als ob er sich dieses nicht überreden könne, und beschwört daher den Decemvir, sein gesprochnes Urtheil zu wiederrufen.

Appius gesteht, daß **Virginius** in Ansehung seiner und seine Vorfahren viel Achtung verdiene; allein dieses sey nicht Grundes genug, den Lauf der Gerechtigkeit aufzuhalten. Je nützlicher die-

dieser Römer dem Vaterlande sey, destoweniger schicke es sich, ihn zurück zu rufen. Wäre es wohl gerecht, ihn, der der allgemeinen Mutter diene, für die man alles aufopfern müße, wegen eines zweifelhaften Handels zurück kommen zu lassen, besonders da es so viele Rechtsgelehrte giebt, welche ihn untersuchen, und aufs reine bringen können? Wenn **Claudius** die Ausführung seines Rechts bis zu Ende des Krieges versparen wolle, so sey es der Decemvir ganz wohl zufrieden. Außerdem aber, könne er sich, aller seiner Gewalt ungeachtet, nicht entbrechen, ihm, sobald er es verlange, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Claudius nimmt sich wohl in Acht, einen solchen Vorschlag anzunehmen. Er setzt sich feyerlich darwieder, daß man den **Virginius** erwarten wolle. "Die Anhänger dieses Geg„ners, sagt er, könnten vielleicht vermögend seyn, „alsdann mit Gewalt das Urtheil zu verhindern, „welches sein ungegründetes Recht nicht aufhal„ten kann.

Dieser abschläglichen Antwort ungeachtet, beharrt **Numitor** darauf; er stützt sich auf die Feyerlichkeit des Tages, und auf die notorische und empfindliche Beschimpfung, die den **Virginius** in Gegenwart einer solchen Menge Menschen treffen würde, und sucht durch diese Vorstellungen den **Claudius** zu bewegen. Doch **Appius**, dem daran gelegen ist, das, was er gethan

gethan hat, zu behaupten, antwortet, es sey seine eigentlichste Pflicht, die Streitigkeiten, welche unter dem Volke entstehen, beyzulegen; auch die allerheiligste Beschäftigung müsse ihn nicht davon abhalten, und der Schimpf, wenn anders einiger damit verknüpft sey, könne demjenigen nicht zugerechnet werden, der aus Unwissenheit in der Sache nicht eher habe verfahren können.

Da **Numitor** sieht, daß alles, was er vorbringt oder einwirft, nichts nützen will, so verlangt er, daß man wenigstens ihm die **Virginia** aufzuheben geben solle, weil er ihr nächster Anverwandter sey, und selbst durch die Gesetze, welche **Appius** auf die zwölf Tafeln habe graben lassen, dazu berechtiget werde. Doch eitle Zuflucht! **Appius**, der die Gesetze gemacht hat, weis sie auch nach seinem Willen auszulegen. Ihr Wille ist, noch seiner Meinung gar nicht, einem Vetter dasjenige zu vergönnen, was man einem Vater, wenn er es als Vater begehrte, ohne Grausamkeit nicht versagen könnte. Die Umstände sind hier ganz anders. Der Decemvir verlangt also, daß man seinem Befehle ohne Aufschub nachkommen solle, weil er jezt unumgänglich Angelegenheiten des Staats besorgen müße, und also nicht länger überlästige Reden anhören könne, die zu nichts taugten.

Sein unwürdiger Liebling scheint darüber vergnügt; **Virginia** aber, welche bis hieher ein

finstres

finstres Stillschweigen beobachtet hatte, glaubt nunmehr, es brechen zu müssen. Sie will die List dieses schändlichen Urtheils entdecken, und der ganzen Welt offenbaren, warum die Bosheit ein so gräßliches Verfahren wider sie beginne. Sie ist auf das äusserste gebracht, und hat sich für nichts mehr zu scheuen. Die Menschen hören sie ohne Erbarmung an, sie muß also die Götter zu ihrem Beystande anrufen, ehe **Appius** sie ohne Vertheidigung finde, und seine schändliche Begierden zu stillen, vermögend sey. „So mache ich dann kund, sagt sie zu dem „Decemvir mit erhabner Stimme, daß die viehische und strafbare Leidenschaft die einzige Ur„sache ist — — Hier fällt ihr **Appius** ins Wort und sagt: „mach ein Ende, nichtswürdige „Sklavin.„ Und hierauf befiehlt er dem **Claudius** die Kühnheit dieses Weibsbildes zurück zu halten, und seinen Schergen, an die Vollstreckung seines Befehls Hand anzulegen.

Der Liebling ergreift **Virginien** sogleich bey der Hand, und diese unglückliche Römerin, deren Klagen nichts verhindern kann, bemüht sich, sich mit Gewalt loszureissen, und ruft aufs neue: „Römer! Icilius!

Hierdurch scheint sie den Zorn des **Claudius** erregt zu haben, welcher ihr den Mund zuhalten will, und ihr zu schweigen befiehlt, oder zu fürchten, daß er sie mit Gewalt dazu nöthigen werde.

Diese Härte bringt endlich den Numitor auf; er ermahnt den Claudius die Ehre der Virginia auf solche Art nicht zu beleidigen, sondern er und sein Herr möchten sich so lange mäßigen, bis man sie angehöret habe; doch Virginia läßt ihn nicht weiter reden. Sie ist in ihrer Verwirrung allzu aufgebracht, und glaubt fest, daß sie in ihrem geliebten Icilius einen hitzigern und standhaftern Vertheidiger finden werde, und fährt daher fort, zu rufen: "Komm! „fordre deine Gattin wieder! Wo bist du? „Warum hörst du mein Geschrey nicht?

Sechster Auftritt.

Sie wird in ihrer Erwartung nicht betrogen. Icilius hört sie, antwortet ihr, erscheint den Augenblick, reißt sie mit Gewalt aus den Händen des Claudius, und spricht zu diesem Treulosen: „Weg, Barbar! Du mußt keine Hand „entheiligen, die mir selbst nicht erlaubt ist, zu „berühren! Dein scheußliches Unternehmen ist „gar bald, von Mund zu Mund, bis zu meinen „Ohren gelangt. Das Volk breitet es bereits „als das abscheulichste deiner Verbrechen aus, „und die Neugierde hält noch diejenigen auf dem „Markte zurück, die du hier und da zerstreut „siehst. Deine Forderung scheint ihnen so son„derbar, daß sie dir sie kaum zu trauen. Sie „warten voll Schahm und Wuth, daß man sie „ihnen bekräftige. Du allein bist bey deiner

„frechen

„frechen Unternehmung blind, und bestehst dar„auf, eine Person zu mißhandeln, die dir nichts „als Ehrerbiethung einflössen sollte. Umsonst, „Tollkühner, schmeichelst du dir, sie zu erhalten. „Wie hast du dir einbilden können, daß sie dir „jemand zusprechen werde, so lange Icilius „noch lebt?

Durch diese Frage fühlt sich der Decemvir beleidiget, und ergreift sogleich das Wort, und sagt: „Wenn Rom einen obersten Richter er„kennt, kann die Gerechtigkeit wohl noch durch „die Furcht aufgehalten werden? Dieses zu ver„suchen, kömmst du zu spät, Icilius. Deine „Drohungen werden mich nicht bewegen, das„jenige zu wiederrufen, was ich einmal gespro„chen habe.

Doch diese hochmüthige Antwort ist auch eben so wenig vermögend, den muthigen Icilius abzuschrecken. Er ist ganz anders als Numitor, und erklärt dem Decemvir, daß er sich nicht werde begnügen lassen, sich seinem ungerechten Urtheile durch blosse Worte zu widersetzen. Er hat noch in seinem Arme Stärke genung, die grausame Wuth des Appius und seiner Anhänger zurück zu halten. So lange er lebet, wird er es zu verwehren wissen, daß ihm Claudius seine Gattin entreisse, und sie zu einer Beute der viehischen Lust des Decemvirs mache. War es für den grausamen Appius nicht genug, daß er die Consuls und Tribune, welche

eine sichre Zuflucht für den Adel und für das Volk waren, aufhob? Hätte er sich nicht damit sollen begnügen lassen, daß er den Römern die stärkste Stütze ihrer Freyheit geraubet, indem er dem Volke, durch seine Treulosigkeit, die Berufung auf die allgemeinen Versammlungen benommen? Will er noch durch eine andre abscheuliche List die Ehre der keuschen Römerinnen kränken, und sie zu seinen Ausschweifungen mißbrauchen? Mag er doch mit allem, was er als Reichthum ansieht, den Durst, der ihn verzehret, löschen. Mag er ihn doch, wenn dieses nicht genug ist, in dem reinen und edeln Blute der Römer kühlen: nur verehre er wenigstens ihre Gattinnen, und suche sie nicht zu Opfern seiner wüthenden Wollust zu machen. Es schickt sich für römische Seelen nicht, sich bis zur Erduldung einer solchen Entehrung herabzulassen. Als Erben der Keuschheit ihrer Vorfahren, bewahren sie in dieser Tugend das Andenken ihrer ersten Stifter. **Appius**, wenn er es darauf ankommen läßt, soll erfahren, daß es noch Männer giebt, welche dem Beyspiele des **Brutus** zu folgen, fähig sind. Er soll wissen, daß obgleich die Furcht die Bewegungen, die unter den Volke entstehen, unterdrückt, er dennoch deswegen nichts mehr gesichert ist. Der, der den **Brutus** in der Liebe nachahmet, wird es ihm auch an Entschlossenheit und Muthe gleich thun. Wie? **Icilius** sollte von der Hand des nichts-

würd-

würdigen Unterhändlers der unreinen Lüste des Decemvirs, die anbetenswürdige Schönheit empfangen, die ihm von ihrem Vater selbst versprochen ist. Nein, nein. Appius schmeichle sich dessen nur nicht. Er lege diesen Wahn ab, und lasse sich von seiner Leidenschaft nicht verblenden. Die Römer, welche den Icilius begleiten, und mit einem scharfen Blick alles, was vorgehet, bemerken, werden sein unbilliges Urtheil niemals unterschreiben. Die Soldaten kennen gleichfalls die Tapferkeit und Verdienste des Virginius allzugut, als daß sie bey dergleichen Gelegenheit einem so großen Manne entstehen sollten. Wenn sich aber auch niemand dieser Ungerechtigkeit widersetzen, noch sich der Ehre des Schwiegervaters und des Eidamms annehmen sollte, so sind die zwey Verliebten allein vermögend genug, die sträflichen Anschläge des Decemvirs fehl schlagen zu lassen.

Durch die Entschlossenheit, mit welcher Icilius dieses spricht, wird einer von den Römern aus seinem Gefolge dreuste gemacht, und erklärt öffentlich, daß er bey einem so gerechten Unternehmen auf den Beystand aller seiner Mitbürger, so bald er ihn nöthig haben werde, Rechnung machen könne.

Alle diese Reden werden von dem Appius frech und unverschähmt gescholten; gleichwohl aber machen sie einigen Eindruck bey ihm. Er thut, als ob er sie nicht so wohl für eine Folge

der Liebe des Icilius gegen Virginien, sonder für eine Wirkung des boshaften Neides dieses Römers hielte, welcher gerne einen Aufstand unter dem Volke anspinnen, und vermittelst desselben das Ansehen des Tribunats, nach dem er strebe, wieder herstellen möchte. Unter dem Vorwande also, daß er mehr Klugheit als Rache zeigen wolle, um seine Aufführung zu rechtfertigen und dem Icilius alle Gelegenheit zu einem Aufruhre zu benehmen, ist er es zufrieden, daß Virginia ihre Freyheit so lange wieder erhalte, bis der Handel vor seinem Richterstuhle geschlichtet sey. „Ich befehle, spricht er, daß „diese Unglückliche, deren Namen ich noch nicht „einmal weis, frey bleibe, und ich hoffe, daß „Claudius, aus Liebe zur Ruhe des Vaterlan„des, darein willigen werde.

Claudius findet keine Ursache sich darwider zu setzen. Die vorgegebene Gerechtigkeit, die er begehrt, ist bloß aufgeschoben. Alles was er verlangt, ist dieses, daß Icilius Virginien nicht ohne Gewehrleistung überkomme. Ein Römer von dem Gefolge des Icilius erbiethet sich, mit allen seinen Gefehrten dafür zu stehen; doch Icilius, welche ihre Dienste auf eine wichtigere Gelegenheit versparen will, wenn sich dergleichen zeigen sollte, dankt ihnen, und schlägt sich mit den Anverwandten der Virginia selbst als hinlänglich sichere Gewehrleister vor, die Appius in Ansehung ihrer Personen, und

des Ranges, den sie bekleiden, nicht ausschlagen könne.

Der Decemvir, welcher genöthiget ist, sich in die Zeit zu schicken, macht auch nicht die geringste Schwierigkeit sie anzunehmen, und wendet dieses zur Ursache vor, daß er dadurch seine Redlichkeit rechtfertigen, und seine größere Neigung zur Gnade als Strenge, an den Tag legen wolle, ob er gleich, dem Rechte nach, befugt sey, sie nicht anzunehmen, wenn er nicht wolle, wie er den Numitor davon überzeugt zu haben, sich schmeichle.

Siebender Auftritt.

Nachdem sich Appius und sein Liebling hierauf wegbegeben haben, so drückt Virginia ihrem Befreyer alle ihre Dankbarkeit aus. Sie ist ihm ihre Ehre und ihre Freyheit schuldig; zwey Schätze, die sie für kostbarer hält, als ihr Leben. Sie wollte daher fast, daß sie ihn noch nicht zu ihrem Gemahl erwählt hätte, damit sie ihm so große Wohlthaten durch das Geschenk ihres Herzens bezahlen könne. Alles was sie thun kann, ist, ihm auf ewig diese Freyheit, die sie von ihm habe, zu weihen, wenn er sie, als ein Gut, das ihm ohnedem zugehöret, annehmen will.

Diese Belohnung ist allzuschmeichelhaft, als daß sie Icilius nicht mit dem größten Eifer annehmen sollte. Je reizender sie ihm aber vor-

kömmt, desto mehr bedauert er es, daß er nicht alle seine Anhänger bey sich habe, um Virginien von aller Unruhe durch die gänzliche Stürzung ihres Feindes befreyen zu können; allein er hat derselben nur eine Handvoll aufraffen können, und auch die zwey Rathsglieder mangeln ihm, weil sie entweder, was ihm begegnet sey, nicht erfahren haben, oder, wie er vermuthet, so schleunig ihm nicht zu Hülfe haben kommen können. In Ansehung seiner wenigen Kräfte hat er sich also noch Glück zu wünschen, daß er dem ungerechten Appius nur so viel Furcht eingejagt, daß er nicht nach aller Härte seiner Gewaltsamkeit verfahren.

Virginia giebt dem Icilius zu verstehen, daß sie, was den Valerius und Horatius anbelange, ganz anders denke; sie verspart es aber bis auf eine andre Zeit, sich deutlicher zu erkläre, weil jezt keine vortheilhafte Gelegenheit dazu ist, und sie übrigens beyde herzu kommen sieht.

Achter Auftritt.

Valerius und Horatius rennen eiligst herbey, und versichern den Icilius, daß sie, so bald sie das, was vorgegangen sey, erfahren hätten, auf das ungesäumteste zu ihm geeilet wären, sogar, daß sie sich nicht einmal Zeit genommen, ihre Leute davon zu unterrichten.

Icilius

Icilius antwortet ihnen, daß die Eilfertigkeit sehr wichtig hätte seyn können, wenn der kühne Appius auf seiner gräßlichen Treulosigkeit bestanden wäre; daß er aber auf ihre Tapferkeit Rechnung mache, im Fall diesen Nachmittag die ungerechten Forderungen des Claudius, über welche der Decemvir alsdann sprechen werde, über das Recht siegen sollten.

Ob ihm nun schon die zwey Rathsglieder ihr Wort geben, daß sie ihm mit allen ihren Leuten beystehen wollen, so scheint doch Virginia, welche noch immer mißtrauisch ist, ihnen nicht viel Glauben beyzumessen. Sie bemüht sich daher, durch Vorstellungen, wie sie nur immer, ihren Ehrgeiz rege zu machen, fähig seyn können, sich der Wirkungen dieses Versprechens zu versichern, und dringet ihnen eine neue Bekräftigung ab, daß sie sie nicht verlassen wollen.

Nach so oft wiederhohlten Angelobungen, glaubt Icilius, daß er nichts mehr zu fürchten habe, und legt alles Mißtrauen bey Seite. Endlich ist Numitor der Meinung, daß man zusehen müsse, ob Virginius, welchen man erwarte, angekommen ist, um mit ihm zu überlegen, was nunmehr zu thun sey. Es gehet also ein jeder ab, ausgenommen Valerius und Horatius.

Neunter Auftritt.

Diese zwey sind erfreut, daß sie alle Gemüther zur Rache geneigt sehen, und die Geschicklichkeit gehabt haben, dem **Icilius** ihre wahre Triebfeder zu verbergen. Sie argwohnen zwar, daß **Virginius** und **Numitor** viel zu scharfsichtig sind, als daß sie sich hinters Licht sollten führen lassen. Aber was verschlägt es ihnen, wenn einem jeden für sich daran gelegen ist, die Sache zu treiben, und ein jeder seinen besondern Vortheil in der Verschwörung findet. Sie beschliessen also, ehe sie abgehen, daß sie fortfahren wollen, die Hofnung dieser zwey Alten zu unterstützen, ihren Zorn in Gluth zu erhalten, und alles zu einem glücklichern Ausgange vorzubereiten. "Das hiesse nicht siegen, sagt **Horatius**, „wenn **Virginia** frey und Rom in Knecht„schaft bliebe.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Nachdem **Virginius** aus dem Lager angelangt, begiebt er sich auf den Markt, in Begleitung des **Icilius**, des **Numitors**, der **Virginia**, der **Publicia** und eines Trupps von Römern und Römerinnen. Hier nun beklagt er sich gleich Anfangs, seine Ehre den viehischen Lüsten des **Appius**, und der Betriegerey des **Claudius** zum Raube ausgesetzt zu sehen. Da

ihm

ihm die Götter **Numitorien** genommen, so hätten sie ihm wenigstens **Virginien** gelassen, um ihm in seinem Alter zum Troste zu dienen; aber nun muß diese unschuldige Schöne die Leidenschaft eines ehrlosen Wollüstlings erwecken, und dadurch ihrem Vaterlande zu einem Gegenstande des Aergernisses werden. Was für Kränkung ist dieses nicht für ihn! Wenn er nur noch einige Hofnung, einige Zuflucht vor sich sähe! Aber so fehlt ihm alles. So viel Eifer **Valerius** und **Horatius** zu haben, sich auch stellen, so glaubt er doch nicht, daß er grosse Rechnung auf sie machen dürfe. Hat man ihm nicht gesagt, daß sie sich nicht eher gezeigt hätten, als bis **Icilius Virginien** schon wieder frey gemacht, und daß sie noch darzu ganz allein gewesen? Hätten sie eine vorsichtigere Aufführung beobachten können? **Virginius** kennt ihre Maximen. Sie mögen sagen oder thun, was sie wollen, so weis er doch, daß sein Nutzen dasjenige gar nicht ist, was sie zur Absicht haben. Ihre verschlagne Staatsklugheit hat sie die Ausführung hochmüthiger Anschläge, die sie gemacht haben, bis jezt versparen lassen. Diese zu Stande zu bringen, ist das einzige, worauf sie sinnen; sie suchen nichts als die Gemüther zu erbittern, und alsdann sich die Gelegenheit zu Nutze zu machen. Sobald die Sachen so beschaffen seyn werden, daß sie nichts mehr zu fürchten haben, werden sie sich aller Heftigkeit ihrer herrsch-

süch-

süchtigen Wuth überlassen. Was wird die Frucht des glücklichen Ausganges ihrer Unternehmungen seyn? Die Wiederherstellung der Consuls. Sie werden die Namen der Obrigkeit ändern, in der That aber wird die Unterdrückung immer eben dieselbe bleiben. Auf das Volk darf man auch keine Rechnung machen, weil ein Nichts es in Bewegung setzt, und ein Nichts es auch beruhiget. Wenn es einmal aufgebracht ist, so wird es sich der Gefahr mit Ungestüm aussetzen, so lange es sich nehmlich einbildet, daß man ihm nur wenig wiederstehe, oder gar vor ihm fliehe; merkt es aber, daß man sich nicht vor ihm scheuet, so wird es gar bald seiner natürlichen Furchtsamkeit nachgeben. Man muß sich übrigens nicht einbilden, daß **Appius** noch einmal sein tyrannisches Ansehen brauchen werde, ohne vorhero alle nöthige Maaßregeln genommen zu haben. Die ungerechten Urthelssprüche seiner Leidenschaft vollziehen zu lassen, wird er ohne Zweifel die Truppen zu Hülfe nehmen, deren eine grosse Anzahl in dem Capitolio ist. Er läßt gemeiniglich nichts auf den Zufall ankommen. Er thut alles mit Vorsichtigkeit. Hat man nicht einen Beweis von seiner List an dem Befehle, welchen er an den **Cornelius** stellte, daß er den **Virginius** nach Rom zu kommen verhindern solle? Dieser Befehl kam zu eben der Zeit im Lager an, als **Virginius** von dem **Numitor** Bericht erhielt;

hielt; und es war bereits alles sowohl veranstaltet, daß er schwerlich würde haben durchkommen können, wenn er nicht die allerunbekanntesten Schleifwege genommen hätte. Kurz, alles bringt ihm das größte Mißtrauen gegen den Decemvir bey. Virginius sieht nichts, was seine Verwirrung und seine Unruhe nicht vermehre. Je mehr er nachdenkt, desto bestürzter wird er. Er fürchtet zwar nicht, daß es ihm an Muthe, allem zu widerstehen, fehlen werde; aber Virginiens Zustand zerreißt ihm das Herz. Gesetzt auch, daß die gute Sache siege, so wird es doch gewiß nicht anders, als durch die Gewalt die Waffen geschehen können, und seine geliebte Tochter wird allzeit Gefahr laufen, entweder die Ehre oder das Leben zu verlieren. „So habt ihr mich, mächtige Götter, ruft er „aus, keiner andern Ursache wegen so vielen Ge„fahren, in welchen ich mich befunden habe, ent„rissen, als um mich heut solchen Widerwärtig„keiten Preis zu geben? Habt ihr nur deswegen „die Dauer meines hohen Alters verlängert? „Habt ihr nur deswegen — — —

Hier unterbricht Virginia ihren Vater, und will seinen Schmerz zu lindern, versuchen. Sie bemüht sich, ihm die Hofnung einzuflössen, daß das Glücke vielleicht Mitleiden mit ihr haben, oder auch nach seiner eignen Unbeständigkeit, sich für sie erklären werde. Allenfalls aber, versichert sie, lieber das edle Blut, welches in ihren Adern

rinne,

rinne, zu vergiessen, als entehren zu lassen. Dieser heldenmüthige Entschluß thut dem Alten Genüge, welcher, so lange seine Tochter darinne beharren werde, kein widriges Schicksal fürchten zu dürfen versichert.

Numitor will ihn des **Valerius** und **Horatius** wegen beruhigen. Ob er schon selbst in ihre Treue ein Mißtrauen setzt, so behauptet er doch, daß sie bey gegenwärtiger Gelegenheit, ihren Beystand nimmermehr versagen können. Es scheint ihnen zu viel daran gelegen zu seyn, daß **Appius** über den Widerstand des **Virginius** und des Volkes, auf welchen sie alle ihre Hofnung gründen, nicht siege.

Icilius geht noch weiter. Wenn auch alle beyde, **Valerius** und **Horatius** ausbleiben sollten, so versichert er doch, daß **Virginius Numitor** und er, unter dem Beystande der jungen Mannschaft, welche ihn begleite, und deren Tapferkeit schon bekannt sey, über die Gewalt und den Stolz des Decemvirs lachen könnten. Unterdessen ist er aber noch immer für diese zwey Patricier eigenommen, und ist nicht damit zufrieden, daß man sie durch einen schimpflichen Verdacht beleidige. Sie sind nur noch vor einem Augenblicke bey ihm gewesen, und haben ihm die Versicherungen ihrer Treue und ihrer Freundschaft erneuret. Dieses ist, nach seiner Meinung genug, blindlings auf sie und ihre Anhänger,

hänger, welche zahlreich, tapfer und entschlossen sind, zu trauen.

Auf diese Rede versichert **Virginius**, daß es gar nicht sein Wille sey, diese zwey Rathsglieder zu verschreyen. Sein hohes Alter und seine lange Erfahrung haben ihn gelehrt, daß sie es nicht für schimpflich halten, ihren eignen Nutzen dem zufälligen Vortheile ihrer Freunde vorzuziehen. Er zweifelt auch eben so wenig an der Tapferkeit und Entschlossenheit der Anhänger des **Icilius**; er befürchtet nur, daß nicht alle, die sich einlassen möchten, eben dieselbe Tapferkeit zeigen, und daß sie nicht sowohl Vertheidiger abgeben, als bloß die Zahl vermehren werden. Wollte sich wohl **Icilius** unterfangen, ihm diesen Argwohn zu benehmen? Oder wollte er ihm wohl beweisen, daß dieses weder natürlich, noch glaublich, noch wahrscheinlich wäre? Uebrigens lassen den **Virginius** sein Alter, seine Gemüthsart, seine väterliche Liebe nichts glückliches voraussehen. Er setzt alle seine Hofnung auf die jungen Römer, welche ihm **Icilius** so sehr rühmet. Ihnen kömmt es zu, die Vertheidigung eines unglücklichen und betrübten Alten über sich zu nehmen. Ihnen kömmt es zu, **Virginien**, diese traurige Schöne von einem Schicksale zu befreyen, von welchem die Freyheit der keuschen Römerinnen abhängt. Alles, was **Virginius** von ihnen verlangt, um die Frucht eines so wichtigen Unternehmens nicht zu verlieren,

lieren, ist dieses, daß sie alle ihre Thaten nach dem Plane, den er ihnen durch sein Beyspiel zeigen werde, einrichten möchten. Er will auch, daß **Icilius** die Klugheit allem vorziehe, und so lange an sich halte, bis er den Dolch in seiner Hand sehen werde.

Ob nun gleich so viel Mäßigung gar nicht nach dem Geschmackr des **Icilius** ist, so bequemt er sich doch, aus Achtung und Ehrfurcht gegen den alten **Virginius**, nach dessen Willen. Die Römer folgen seinem Beyspiel, und nachdem **Virginius** verlangt, daß sie sich durch einen Eid anheischig machen sollen, so willigen **Icilius** und die übrigen darein. Endlich muß ihm auch **Virginia** versprechen, ihre Thränen und ihr Geschrey nach seinem Befehle einzurichten.

Zweyter Auftritt.

In dem Augenblicke kömmt der Decemvir in Begleitung des **Claudius**, und unter Bedeckung der Schergen und Soldaten dazu, welche sich um den Richterstuhl, auf den er sich setzt, stellen. Er thut gleich Anfangs, als ob er von allen Bemühungen, die man, das Volk aufzubringen, angewendet habe, hinlänglich unterrichtet sey, und drohet daher alle seine Gewalt und Entschlossenheit anzuwenden, diejenigen zurück zu halten und zu bestrafen, welche kühn genug seyn würden, die öffentliche Ruhe zu stören, und die Gerechtigkeit

zu verhindern, welche in dem Staate die Grundfeste der Freyheit sey. Er wirft hierauf dem Virginius vor, daß er aus dem Lager entlaufen und nach Rom ohne Urlaub, seinem Eide zuwider, gekommen sey. Er setzt voraus, daß er von dem Cornelius Nachricht davon müsse bekommen haben, und will, daß eine weit wichtigere Sache darunter verborgen sey, als der Handel mit Virginien. Damit er unterdessen zeige, wie wenig er sich deswegen beunruhige, so befiehlt er dem Claudius, sogleich seine Foderung vorzutragen, und dem Virginius, seine Sache zu vertheidigen.

Claudius gehorcht ohne Anstand; und behauptet zu Unterstützung seines Vorgebens, daß Numitoria unfruchtbar gewesen sey, und erbiethet sich, seine Sklavin Servilia und verschiedne andre Personen abhören zu lassen, welche an dem Verkaufe und an der Unterschiebung Theil gehabt hätten.

Virginius hebt damit an, daß er seine Zurückkunft nach Rom vertheidiget. „Auf die „Nachricht, sagt er zu dem Decemvir, die man „mir von dem, was Virginien zugestoßen, er„theilte, und von deren Wahrheit ich jezt durch die „Gefahr, welcher sie deine Leidenschaft aussetzet, „nur allzuwohl überzeugt werde, habe ich das Lager „verlassen, um zu ihrem Beystande herzuzueilen. „Was die Erlaubniß des Cornelius anbelangt, „von welcher du vorgiebst, daß sie unumgänglich

„nothwendig gewesen sey, wenn man mich nicht „als einen treulosen Ueberläufer betrachten solle, „so glaube ich, daß ich sie deswegen ganz wohl „habe entbehren können, weil man noch zweifelt, „ob das Ansehen dieser obrigkeitlichen Person „rechtmäßig ist. Vorausgesetzt also, daß mich „bloß meine Ehre, und nicht das, was du etwa „erdenken willst, nach Rom gebracht habe; so „laß uns nunmehr zu der Sache selbst kommen, „welche dieser Rechtshandel betrift.

Er wendet sich hierauf gegen den **Claudius** und bestreitet dessen Vorgeben bis auf den ersten Grund. „Weit gefehlt, fährt er fort, daß „**Numitoria** unfruchtbar gewesen ist; ich ha„be vielmehr von ihr eine zahlreiche Nachkom„menschaft erhalten, die mir aber, bis auf die „schöne **Virginia**, das genaueste Ebenbild al„ler meiner übrigen Kinder, der Tod entrissen „hat. Dieses werden verschiedne von denen, die „mich jezt hören, bezeugen können. Doch wenn „auch niemand etwas davon wüßte, ist es wohl „wahrscheinlich, daß sie ihrer Unfruchtbarkeit „durch die Tochter einer Sklavin würde haben „aushelfen wollen? Sollte sie sich nicht viel eher „an eine Freygebohrne gewendet, und von dieser „etwa einen Sohn zu erhalten gesucht haben, „welcher den Glanz seiner ehrlichen Herkunft „nicht verleugnet hätte? Und wenn auch noch „dieses einigen Zweifel litte, und die Lügen dieses „nichtswürdigen Betriegers noch nicht deutlich

genug

„genug an den Tag legte; kann man wohl glau„ben, daß dieser Elende es so lange sollte haben „anstehen lassen, ein Gut, das ihm zugehöre, „wieder zurück zu fordern? Ist es wohl zu glau„ben, daß er so lange werde gewartet haben, bis „die ganz besondere und vollkommene Schönheit „der Virginia, welche von dem Neide selbst „gepriesen wird, ein Gegenstand seiner Unver„schämtheit, welche das Eigenthum aller Laster„haften ist, geworden wäre? Beweiset diese Auf„führung nicht, daß in Ermangelung eines ge„gründeten Rechts, die Ursache, die ihm seine „böse Gemüthsart dargebothen, falsch und er„dichtet sey?

Ein jeder andrer, als Appius, würde vielleicht nicht wissen, was er auf so tristige Vertheidigungen antworten solle; ihm aber, der in allen Ränken so geübt ist, fehlt es an Ausflucht gar nicht. Er ist es selbst, der für den Claudius antworten will. Er ist, seines Gewissens wegen dazu verbunden. Jedermann weis, wie ergeben ihm Claudius sey, und kann sich also leicht einbilden, daß er bey aller vorfallenden Noth seine Zuflucht zu seinem Beschützer werde genommen haben. Er nimmt also daher den Vorwand zu versichern, daß ihm Claudius schon vor vielen Jahren inständigst gebeten habe, ihn zu dem Eigenthume derjenigen wieder zu verhelfen, welche Virginius für seine Tochter halte. Er betheuert es, daß dieser Römer be-

ständig wegen seines Rechts bey einerley Gründen geblieben sey, und sich allezeit auf eben dieselben Zeugen beruffen habe, auf die er sich heut beruffe. „Die öffentlichen Angelegenheiten, setzt „er hinzu, und die vorgefallenen Veränderungen „der Regierung, sind wegen der vielen Beschäf„tigungen, die ich dabey gehabt, die Ursache „dieses langen Aufschubes. Nun aber, da „**Claudius** auf seiner Forderung besteht, kann „ich mich nicht weigern, ihm Gerechtigkeit wie„derfahren zu lassen.

„Wie? ruft **Virginius**. Ist es möglich, „**Appius**, daß dich deine Blindheit, der offen„baren Wahrheit ungeachtet, ein solches Urtheil „fällen läßt? Bemerkst du denn nicht, daß sich „dieser Betrieger auf Zeugen beruft, und doch „keine vorstellt? Willst du das Volk aufs neue „zu schreyen bewegen? Willst du seine Ruhe „nochmals auf das Spiel setzen? Verdienen die „Töchter der Römer, daß du ihnen ohne Unter„suchung, mit so vieler Härte und Verachtung „begegnest? Nimm dich in Acht, daß ein sol„ches Verfahren = =

Diese Rede beleidiget den **Appius** zu sehr, als daß er sie nicht unterbrechen sollte. Er steht zornig auf und spricht: „Meine Wuth „wird aufgebracht, da ich die Vollziehung meines „Urtheils durch deine boshaften Ausflüchte so „lange verzögern sehe. Du willst ohne Zwei„fel die Anhänger des **Icilius** dadurch Zeit

„ge-

„gewinnen lassen, sich zu versammlen; doch „meine Wache soll mir bald Gehorsam verschaf„fen. Gleich, Schergen und Soldaten, macht, „daß dem Eigenthümer seine Sklavin wieder „zugestellt werde.

Diese setzen sich hierauf sogleich in Bewegung; doch **Virginius** hält sie zurück, indem er vorstellt, daß die Gewalt gegen ein Weibsbild, welche nichts als ihre Thränen entgegen stellen könne, ganz unnöthig seyn würde. Es scheint ihm übrigens, daß **Claudius**, ohne etwas zu befürchten, warten, und **Appius** einige Vorschläge, die er thun wolle, anhören könne, weil sie doch die Macht in Händen hätten. Dieser unglückliche Vater will noch einen neuen Versuch wagen, **Virginien** zu retten. Es ist ihm nicht möglich die natürliche Zärtlichkelt abzulegen, er will also lieber sein ganzes Vermögen hingeben, wenn man ihm nur diese geliebte Tochter lassen wolle. Er will nichts als die Waffen behalten, das Eigenthum eines jeden würdigen Bürgers. Seine langen Dienste, seine bekannten Thaten, seine Lorbeern, seine Wunden, sein hohes Alter, sein durch die Last und Beschwerlichkeiten des Krieges entkräfteter Körper, sind die Gründe die er zur Genehmhaltung dieses Vergleichs anführt. Er beschwört den Decemvir einige Achtung davor zu haben, und nicht zuzugeben, daß ein so schlechtes und unschuldiges

Mittel die Partheyen zu vereinigen, fruchtlos bleibe.

Doch **Claudius** will von keinem Vergleiche hören. „Kein Vortheil, sagt er, kann die Be„schimpfung wieder gut machen, die man meiner „Redlichkeit erwiesen hat.

Und **Appius** seines Theils behauptet, daß diese Betrachtung, welche die Ehre zum Grunde habe, ihm den Mund schließe, und die Hände binde.

Umsonst bestehet **Appius** sowohl bey dem einen als bey dem andern darauf. **Claudius** versichert, daß seine eigne Ehre ihn einen so vortheilhaften Vergleich auszuschlagen nöthige; und der Decemvir schützt seine Unpartheylichkeit vor, ihn zu befehlen. Alles, was der verzweifelnde Vater erhalten kann, ist, daß er mit seiner Tochter noch insgeheim reden darf, und zwar unter dem Vorwande, wo möglich, einige Erläuterungen von ihr zu erhalten, die seinen Schmerz etwa lindern könnten. **Appius** legt ihm aber gleichwohl die Bedingung auf, daß sie **Claudius** nicht aus dem Gesichte verlieren solle, worein **Virginius** auch willigen muß, und es verspricht. Der Vater und die Tochter begeben sich also zusammen weg, und **Claudius** folgt ihnen.

Dritter Auftritt.

Nachdem sie weg sind, befiehlt der Decemvir allen übrigen sich gleichfalls fortzubegeben, weil, wie er sagt, der Proceß aus sey, und sein Urtheil nicht aufgehoben werden könne. Er droht so gar, sie mit Gewalt dazu zu zwingen; doch der muthige Icilius, welcher bis jezt ein tiefes Stillschweigen beobachtet hat, antwortet ihm. „Deine Befehle, Appius, erschrecken mich nicht. „In Erwartung andrer, kann ich mich noch nicht „von hier begeben.

„Wie? versetzt Appius; so ist mein Zorn „nicht vermögend deine Kühnheit im Zaume zu „halten. Auf dann, Schergen und Soldaten = =

Vierter Auftritt.

Hier wird er durch die Ankunft des Valerius und Horatius unterbrochen, welche an der Spitze einer Menge Römer herbey eilen. Diese zwey Rathsherren brauchen weiter keine Mäßigung. Sie werfen dem Decemvir öffentlich seine Tyranney und seine Ausschweifungen vor. Sie dringen darauf, daß er Virginien ihrem Vater zurückgeben, oder des Mißvergnügens so vieler rechtschafnen Leute, die sie zurück verlangen, und die ihn ohne dieses Verbrechen schon verabscheuen, gewärtig seyn solle. Doch Appius beharrt halsstarrig bey seiner Verirrung und antwortet mit zuversichtlicher Mine:

„Ob ich gleich den ungestümen Lerm sehe, auf „welchen sich eure Kühnheit stützet, so werden „die Drohungen meinen Arm doch nicht abwen„den, so lange ihn die Gerechtigkeit selbst lenket.

Fünfter Auftritt.

In diesem Augenblicke erscheint **Virginius** wieder, mit einem blutigen Dolche in der Hand, und spricht einige abgebrochne Worte, welche seine Verwirrung, seinen Schmerz und seine Verzweiflung ausdrücken. Alle die ihn sehen sind in der größten Erwartung, und einen jeden schauert, als endlich der unglückliche Greis anhebt: „Es ist geschehen, Barbar; es ist ge„schehen. Ich habe für meine Ehre nichts mehr „zu fürchten. Dieser Dolch hat eben der schö„nen **Virginia** das Leben genommen, welche „mit Vergnügen ihre Jugend und ihre Reize „aufgeopfert, um ihre Tugend zu retten und sie „gegen deine strafbaren Begierden in Sicher„heit zu setzen. Auch der nichtswürdige **Clau„dius** ist durch mein Schwerd umgekommen.

„Nun aber, liebsten Freunde, = = welche „Wuth bemeistert sich meiner! = = Wenn meine „grauen Haare einigen Trost von euch hoffen „können; wenn das schöne und unschuldige „Opfer, welches ich habe schlachten müssen, die „unbeweglichsten Herzen rühren kann; wenn „die mächtige Liebe des Vaterlandes ihre Rech„te zurück heischt; wenn der offenbare Mißbrauch

„der

„der obersten Gewalt, eure alten Gesinnungen „wieder erwekt; wenn euch die Knechtschaft „schimpflich und entehrend scheinet: so steht mir „wider dieses Ungeheuer bey. Halte nicht län„ger an dich, tapfrer Icilius. Und ihr, edle „Rathsglieder, verbindet euch mit mir. Ob „ihr schon bis jezt, uns zu Hülfe zu kommen, „gezaudert habt, so erlaubt euch doch noch die „Zeit, an der gemeinen Rache Theil zu nehmen.

„Die erniedrigte Vernunft verlangt den Tod „des Tyrannen. Das Blut einer unglücklichen „Römerin verlangt ihn.

Welchen Streich versezt diese Nachricht dem verliebten Icilius! Sein Haß, seine Wuth, sein gerechter Zorn gegen den Decemvir kennen weiter keine Grenzen. Er zieht so gleich den Degen, und da die übrigen alle ein gleiches thun, so stürzen sie insgesammt auf den Appius und seine Wache. Die zwey Rathsglieder treten auf ihre Seite, und der stolze Appius, welcher viel zu schwach ist, einen so harten Anfall auszuhalten, ist genöthiget mit seinen Leuten in das Capitolium zu fliehen.

Sechster Auftritt.

Indem man ihn verfolgt, beklagt Publicia mit den andern Römerinnen das traurige Schiksal der Virginia, und die unglücklichen Umstände, in welchen sie sich selbst befinden. Sie sehen überall nichts als Grauß, Verwirrung und

Schrecken. Und indem sie so zwischen Furcht und Hofnung schweben, bitten sie die Götter das Leben der tapfern Verschwornen zu erhalten, und ihren Waffen Sieg zu verleihen.

Siebender und lezter Auftritt.

Unterdessen verbleiben sie nicht lange in dieser grausamen Ungewißheit. Icilius kömmt, mit seinem vom Blute rauchenden Degen in der Hand, zurück, und meldet ihnen den Tod des verhaßten Appius.

Diese Nachricht lindert ein wenig den Schmerz der Publicia; doch ist dieses für sie, deren Herz von dem Verluste ihrer Gebietherin auf das empfindlichste durchdrungen ist, und die nach nichts als nach Rache dürstet, noch nicht genug. Sie muß zu ihrer Tröstung noch wissen, wie der Barbar umgekommen ist. Sie ersucht den Icilius, es ihr zu erzehlen, damit sie an der Ehre dieses Ausganges Theil nehmen könne; und Icilius thut ihr mit folgenden ein Genüge.

„Kaum waren wir, Publicia, über ihn her „gefallen, als ihn seine Schergen und seine Sol„daten verliessen. Sie flohen und zerstreuten „sich, ohne einen Streich zu wagen, die einen „aus Haß, die andern aus Furcht. Als der „Tyrann sich von Schwerdtern umringt sahe, und „gewahr ward, daß ich bereits den Arm erho„ben

„ben hatte, ihn ohne Erbarmen zu durchstossen, „so stieß er sich sein eigen Schwerd durch die „nichtswürdige Brust, fast in eben dem Au„genblicke, als er von dem meinigen durchbohrt „ward. Der Geschwindigkeit also ungeachtet „mit welcher er sich den Streich versetzte, kann „ich sagen, daß ich zu seinem Tode etwas bey„getragen habe, ob ich ihn schon nicht zuerst ver„wundet. So bald man ihn in seinem Blute „schwimmend, auf den Boden gestürzt, und „unter schrecklichen Gebrülle den Geist aufgeben „sahe, beschlossen alle Verschworne, ein so gros„ses Werk nicht unvollendet zu lassen, sondern „gingen einmüthig, auch die übrigen Tyrannen, „die an seinen Gewaltthätigkeiten Theil gehabt, „aufzusuchen und zu bestrafen. Ich aber, als „ein betrübter und aufrichtiger Liebhaber, dem „kein andrer Gegenstand von dem kostbaren Gu„te, das ich verlohren habe, so leicht abwendig „machen kann, eile, meiner geliebten **Virginia** „mit gefälligen Händen die letzte Ehre zu er„weisen. Ich will, ihr Gedächtniß zu verewi„gen, ihrer Asche ein Grabmahl errichten, wel„ches sie den spätesten Jahrhunderten überliefern „soll. Kommt, begleitet mich, ihr getreuesten „Freundinnen meiner Geliebten! Ihr Verdienst „und meine Liebe heischen es. Ihr werdet meine „Thränen rechtfertigen, und sie eines so grossen „Gegenstandes würdig machen helfen.

Publicia ist über das, was sie gehört hat, vergnügt, und beschließt das ganze Stück mit folgenden Worten: „Komm, Icilius, komm; „und vergiß nicht, dadurch, daß die zwey Böse-„wichter unbegraben liegen bleiben, und durch „das prächtige Leichenbegängniß, welches du „für Virginien vorhast, der Welt zwey Be-„weise zu geben, daß die Tugend niemals ohne „Belohnung, und das Laster niemals ohne „Strafe bleibe!

IV.

Auszug aus dem

Schauspieler

des

Herrn Remond von Sainte Albine.

Ich habe lange Zeit vorgehabt, dieses Werk des Herrn von Sainte Albine zu übersetzen. Doch Gründe, die ich am Ende anführen will, haben mich endlich bewogen, die Uebersetzung in einen Auszug zu verwandeln. Ich werde mich bemühen, ihn so unterrichtend, als möglich, zu machen.

Unsre Schrift ist schon im Jahr 1747. zu Paris auf zwanzig Bogen in Octav unter folgendem Titel ans Licht getreten: Le Comedien. Ouvrage divisé en deux Parties; par M. *Remond de Sainte Albine*. Ich kann von ihrem Verfasser weiter keine Nachricht geben, als daß er selbst kein Schauspieler ist, sondern ein Gelehrter, der sich auch um andre Dinge bekümmert, welche die meisten, ohne Zweifel, wichtiger nennen werden. Ich schliesse dieses aus seinem Aufsatze

sur le Laminage (**vom Blechschlagen**) wovon ich bereits die dritte Ausgabe habe angeführt gefunden.

Sein **Schauspieler** ist, wie gleich auf dem Titel gesagt wird, ein Werk, welches aus zwey Theilen besteht. Zu diesen kommt noch eine Vorrede und eine kurze Einleitung.

In der **Vorrede** wundert sich der Verfasser, daß noch niemand in Frankreich darauf gefallen sey, ein eigentliches Buch über die Kunst Tragödien und Komödien vorzustellen, zu verfertigen. Er glaubt, und das mit Recht, seine Nation habe es mehr als irgend eine andre verdient, daß ihr ein philosophischer Kenner ein solches Geschenk mache. — — Was er sonst in der Vorrede sagt, sind Complimente eines Autors, die eines Auszuges nicht wohl fähig sind. Man läßt ihnen nichts, wenn man ihnen die Wendungen nicht lassen will.

Die **Einleitung** fängt mit einer artigen Vergleichung der Mahlerey und Schauspielkunst an. Diese erhält den Vorzug. „Umsonst „rühmt sich die Mahlerey, daß sie die Leinewand „belebe; es kommen aus ihren Händen nichts „als unbelebte Werke. Die dramatische Dicht„kunst hingegen, giebt den Wesen, welche sie „schaft, Gedanken und Empfindungen, ja so gar, „ver-

„vermittelst des theatralischen Spiels, Sprache „und Bewegung. Die Mahlerey verführt die „Augen allein. Die Zauberey der Bühne fes- „selt die Augen, das Gehör, den Geist und das „Herz. Der Mahler stellt die Begebenheiten „nur vor. Der Schauspieler läßt sie auf ge- „wisse Weise noch einmal geschehen. Seine „Kunst ist daher eine von denjenigen, welchen es „am meisten zukömmt, uns ein vollständiges Ver- „gnügen zu verschaffen. Bey den übrigen „Künsten, welche die Natur nachahmen, muß „unsre Einbildungskraft ihrem Unvermögen fast „immer nachhelfen. Nur die Kunst des Schau- „spielers braucht diese Nachhülfe nicht; und „wenn ihre Täuscherey unvollkommen ist, „so liegt es nicht an ihr, sondern an den Fehlern „derjenigen, welche sie ausüben. — — Hier- aus folgert der Verfasser, wie unumgänglich nöthig es sey, daß sich diejenigen, die sich damit abgeben wollen, vorher genau prüfen. Sie müssen untersuchen, ob ihnen nicht diejenigen natürlichen Gaben fehlen, ohne welche sie nicht einmal dem allergemeinsten Zuschauer gefallen können. Besitzen sie diese, so kömmt es darauf an, diejenigen Vollkommenheiten zu erlangen, welche ihnen den Beyfall der Zuschauer von Geschmack und Einsicht erwerben. „Die Natur „muß den Schauspieler entwerfen. Die Kunst „muß ihn vollends ausbilden.

Nach diesen zwey Puncten ist das ganze Werk geordnet. In dem **ersten Theile** nehmlich wird von den vorzüglichsten Eigenschaften geredet, welche die Schauspieler von der Natur müssen bekommen haben. In dem **zweyten Theile** wird von dem gehandelt, was sie von der Kunst erborgen müssen.

Der **erste Theil** sondert sich wiederum in zwey Bücher ab. Das **erste** Buch macht verschiedne Anmerkungen über die natürlichen Gaben, welche allen Schauspielern überhaupt unentbehrlich sind. Das **zweyte** Buch betrachtet diejenigen natürlichen Gaben, welche zu dieser oder jener Rolle insbesondere erfordert werden.

Wir wollen das **erste Buch** näher zu betrachten anfangen. Es besteht aus vier Hauptstücken und zwey angehängten Betrachtungen. Gleich das **erste** Hauptstück untersucht, ob es **wahr sey, daß es vortreflichen Schauspielern an Witze gefehlt habe**: Man glaubt zwar fast durchgängig, daß man sich auch ohne Witz auf der Bühne Ruhm erwerben könne; allein man irrt gewaltig. Kann ein Schauspieler wohl in seiner Kunst vortreflich seyn, wenn er nicht, in allen verschiednen Stellungen mit einem geschwinden und sichern Blicke dasjenige, was ihm zu thun zukömmt, zu erkennen vermag? Eine feine Empfindung dessen, was sich schickt,

muß

muß ihn überall leiten. „Doch nicht genug, „daß er alle Schönheiten seiner Rolle faßt. Er „muß die wahre Art, mit welcher jede von die„sen Schönheiten auszudrücken ist, unterscheiden. „Nicht genug, daß er sich bloß in Affect setzen „kann; man verlangt auch, daß er es niemals „als zur rechten Zeit, und gleich in demjenigen „Grade thue, welchen die Umstände erfordern. „Nicht genug, daß sich seine Figur für das „Theater schickt, daß sein Gesicht des Ausdrucks „fähig ist; wir sind unzufrieden, wenn sein Aus„druck nicht beständig und genau mit den Be„wegungen zusammen trift, die er uns zeigen „soll. Er muß nicht bloß von der Stärke und „Feinheit seiner Reden nichts lassen verlohren ge„hen; er muß ihnen auch noch alle die Annehm„lichkeiten leihen, die ihnen Aussprache und „Action geben können. Es ist nicht hinreichend, „daß er bloß seinen Verfasser treulich folgt; er „muß ihm nachhelfen; er muß ihn unterstützen. „Er muß selbst Verfasser werden; er muß nicht „bloß alle Feinheiten seiner Rolle ausdrücken; „er muß auch neue hinzuthun; er muß nicht bloß „ausführen, er muß selbst schaffen. Ein Blick, „eine Bewegung ist zuweilen in der Komödie „ein sinnreicher Einfall, und in der Tragödie „eine Empfindung. Eine Wendung der Stim„me, ein Stillschweigen, die man mit Kunst „angebracht, haben zuweilen das Glück eines „Verses gemacht, der nimmermehr die Aufmerk-

„samkeit würde an sich gezogen haben, wenn ihn „ein mittelmäßiger Schauspieler, oder eine ge„meine Schauspielerin ausgesprochen hätte. = = Der Witz ist ihnen also eben so unumgänglich nöthig, als der Steuermann dem Schiffe. Eine lange Erfahrung auf der Bühne kann zwar dann und wann den Mangel desselben verbergen, und ein Schauspieler ohne Witz kan andre Gaben in einem hohen Grade haben, und sie oft zufälliger Weise so glücklich anwenden, daß wir ihm Beyfall geben müssen. Doch es währt nicht lange, so erinnert uns wieder ein Mißverstand in dem Tone, in der Bewegung, in dem Ausdrucke des Gesichts, daß wir seiner Organisation, und nicht ihm den Beyfall schuldig sind. — — Sonst hat man noch bemerkt, daß man die tragischen Schauspieler weit öftrer, als die komischen des Mangels am Witze beschuldiget hat. Dieser Unterschied kömmt ohne Zweifel daher, weil das Feine in dem Spiele der letztern von den gemeinen Zuschauern leichter kann erkannt werden, als das Feine in dem tragischen Spiele. Der Witz in der Tragödie muß sich größten Theils, sowohl bey dem Verfasser als bey dem Acteur, unter der Gestalt der Empfindung zeigen, und man hat Mühe ihn unter dieser Verkleidung zu erkennen. Und überhaupt geht man nicht sowohl in die Tragödie seinen Witz, als sein Herz zu brauchen. Man überläßt sich den Bewegungen, die der Schauspieler erweckt, ohne

zu überlegen, durch welchen Weg er dazu gelangt ist. — — Man muß aber nur hier merken, von was für einem Witze die Rede ist. An dem leichten Witze, welcher nur zur Prahlerey dienet, und uns nur in Kleinigkeiten und unnützen Dingen ein Ansehen giebt, kann es ganz wohl grossen Schauspielern gemangelt haben: aber niemals an dem gründlichen Witze, welcher uns das verborgenste an einem Dinge entdeckt, und es uns anzuwenden lehret — — Von dem Witze kommt der Verfasser im **zweyten Hauptstücke** auf die Empfindung. Er untersucht, **was die Empfindung sey, und ob sie bey dem tragischen Schauspieler wichtiger sey, als bey dem komischen.** Unter der Empfindung wird hier nicht bloß die Gabe zu weinen verstanden, sondern dieses Wort hat einen grössern Umfang, und bedeutet bey den Schauspielern die Leichtigkeit in ihren Seelen die verschiedenen Leidenschaften, deren ein Mensch fähig ist, auf einander folgen zu lassen. Aus dieser Erklärung ist das übrige zu entscheiden. In den Bezirk des Trauerspiels gehören nur sehr wenig Leidenschaften, Liebe, Haß, Ehrgeitz, welche noch dazu in dem Schrecklichen und Traurigen alle mit einander übereinkommen. Die Komödie hingegen schließt keine einzige Leidenschaft aus; und diese alle muß der Schauspieler annehmen und von einer auf die andre überspringen können. Weil aber die Leidenschaften in

der Komödie nicht so gewaltsam sind, als in der Tragödie: so muß der komische Schauspieler zwar die **Empfindung** in einem größern Umfange, der tragische aber in einem männlichern Grade besitzen. — — Mit der Empfindung hat das **Feuer** einige Verwandtschaft, und von diesem untersucht der Verfasser im **dritten Hauptstücke, ob ein Schauspieler dessen zu viel haben könne?** Das Feuer besteht nicht in der Heftigkeit der Declamation, oder in der Gewaltsamkeit der Bewegungen, sondern es ist nichts anders als die Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Theile, die einen Schauspieler ausmachen, zusammen treffen, um seiner Action das Ansehen der Wahrheit zu geben. In diesem Verstande nun ist es unmöglich, daß eine spielende Person allzuviel Feuer haben könne. „Man wird sie zwar mit Recht tadeln, „wenn ihre Action mit ihrem Charakter, oder „mit der Stellung, in welcher sie sich befindet, „nicht überein kömmt, und wenn sie, anstatt „**Feuer** zu zeigen, nichts als convulsivische Verzückungen sehen, und nichts als ein überlästiges „Geschrey hören läßt. Allein alsdenn werden „Leute von Geschmack ihr nicht allzuviel **Feuer** „Schuld geben, sondern sie werden sich vielmehr „beklagen, daß sie nicht Feuer genug hat; so „wie sie, anstatt mit dem Publico bey gewissen „Schriftstellern allzuviel Witz zu finden, vielmehr „finden, daß es ihnen daran fehlt. Ein Schrift-

„steller

„steller leihet zum Exempel in einem Lustspiele „dem Bedienten oder dem Mägdchen die Spra- „che eines witzigen Kopfes; er legt einer Person, „welche von einer heftigen Leidenschaft getrieben „wird, Madrigale oder Sinnschriften in Mund: „und alsdenn sagt man, er habe allzuviel Witz. „Genauer zu reden, sollte man vielmehr sagen, „er habe nicht Witz genung, die Natur zu er- „kennen, und sie nachzuahmen. So auch mit „dem Schauspieler; kömmt er bey Stellen außer „sich, wo er nicht außer sich kommen soll, so ist „dieses unnatürlich. Allein er verfällt in diesen „Fehler nicht aus Ueberfluß, sondern aus Man- „gel der Hitze. Er empfindet alsdenn nicht „das, was er empfinden sollte; und drückt das „nicht aus, was er ausdrücken sollte. Es ist „daher kein **Feuer**, was wir bey ihm gewahr „werden, sondern es ist Ungeschicklichkeit; es ist „Unsinn — — Aus diesem wird man leicht urtheilen können, ob ein Schauspieler des **Feuers** ganz und gar überhoben seyn könne. Unmög- lich; wenn man anders das, was wir angeführt haben, und nicht die blosse äußerliche Heftigkeit in der Stimme und in den Bewegungen dar- unter versteht — — Bis hierher hat der Ver- fasser die innerlichen natürlichen Gaben betrach- tet, nur kömmt er auf die äußerlichen, und unter- sucht in dem **vierten Hauptstücke**, ob es **vortheilhaft seyn würde, wenn alle Per- sonen auf dem Theater von ausnehmen-**

der Gestalt wären: „Gewisse Zuschauer,
„welche das sinnliche Vergnügen dem geistigen
„vorziehen, werden mehr durch die Schauspie-
„lerinnen, als durch die Stücke vor die Bühne
„gelockt. Als Leute, die nur gegen die Gestalt
„empfindlich und immer geneigt sind, ein liebens-
„würdiges Gesicht für Talente anzunehmen,
„wollten sie lieber gar, daß auch die alte Mutter
„des Orgons im Tartüff, die Madam
„Pernelle, reitzend wäre. — — Doch diese
Herren verstehen den Vortheil der Zuschauer
sehr schlecht, und noch schlechter verstehen sie das,
was die Einrichtung der Komödie selbst erfor-
dert. Den erstern verstehen sie deswegen nicht,
weil, wenn es wahr wäre, daß nur ausnehmend
schöne Gestalten auf dem Theater erscheinen
dürften, das Publicum nicht selten die vortref-
lichsten Schauspieler entbehren würde, denen es
sonst an keiner Art von Geschicklichkeit mangelt.
Noch schlechter, wie gesagt, verstehen sie das, was
die Einrichtung der Komödie erfordert, nach
welcher die äusserlichen Vollkommenheiten unter
die Acteurs nicht gleich vertheilt seyn müssen,
ja nach welcher es so gar oft gut ist, wenn ge-
wisse Acteurs einige von diesen Vollkommenhei-
ten ganz und gar nicht besitzen. „Regelmäßige
„Gesichtszüge, ein edles Ansehen nehmen uns
„freylich überhaupt für eine Person auf dem Thea-
„ter ein; allein es giebt Rollen, welche ihr weit
„besser anstehen, wenn ihr die Natur diese Vor-

„züge

„züge nicht ertheilt hat. Ich weis wohl, daß „man, ohne von dem Mangel der Wahrschein„lichkeit beleidiget zu werden, ja daß man sogar „mit Vergnügen eine junge Schöne die Person „einer Alten, und einen liebenswürdigen Schau„spieler einen groben und tölpischen Bauer vor„stellen sieht. Ich weis wohl, daß wir nicht in „die Komödie gehen, die Gegenstände selbst, „sondern blos ihre Nachahmung zu sehen = = „Gleichwohl aber muß man doch unter den Gat„tungen der komischen Rollen einen Unterschied „machen. Einige ergötzen uns durch die blosse „Nachahmung gewisser lächerlichen Fehler. „Andre aber ergötzen uns durch die **Abste„chung**, die sich entweder zwischen dem Vor„geben der Person und den Beweisen, auf welche „sie dasselbe gründet, oder zwischen dem Ein„drucke befindet, den sie bey denjenigen Perso„nen, die mit ihr spielen, machen sollte, und „zwischen dem Eindrucke, welchen sie wirklich „bey ihnen macht. Je mehr ein Schauspieler, in „den Rollen von der ersten Art, die Vollkom„menheiten hat, die den Fehlern, welche er nach„ahmt, entgegen gesetzt sind; desto mehr wissen „wir es ihm Dank, wenn er uns gleichwohl ei„ne vollkommene Abschilderung von diesen Feh„lern macht. Je weniger aber, in den Rollen „von der zweyten Art, ein Schauspiel die Voll„kommenheiten hat, welche die Person, die er „vorstellt, haben will, oder welche ihm die an-

„dern ausschweifenden Personen des Stücks bey„legen, desto lächerlicher macht er die närrische „Einbildung des einen und das abgeschmackte „Urtheil der andern, und desto komischer folglich „wird seine ganze Action. Die Rolle eines Men„schen, der nach der Meinung des Verfassers, „mit aller Gewalt den Titel eines Schönen ha„ben will, wird weit weniger belacht werden, „wenn sie von einem Komödianten gespielt wird, „der sich dieses Titels in der That anmaaßen „könnte, als wenn sie einer vorstellt, der der „Natur in diesem Stücke weniger zu danken „hat. Der Irrthum eines albernen Tropps, „welcher einen Bedienten für einen Menschen „von Stande ansieht, wird uns weniger ergö„tzen, wenn das gute Ansehen des Bedienten „den Irrthum entschuldigen kann, als wenn er „ganz und gar nichts an sich hat, das ihn recht„fertigen könnte. Weit gefehlt also, daß es „gut seyn sollte, wenn alle Schauspieler von rei„zender und ausnehmender Gestalt wären; es ist „vielmehr unserm Vergnügen zuträglicher, wenn „sie nicht alle nach einem Muster gebildet sind. „Unterdessen aber muß man diese Maxime nicht „allzuweit ausdehnen. Wir erlauben ihnen „zwar, gewisse Vollkommenheiten nicht zu ha„ben; aber die gegenseitigen Fehler zu besitzen, „verstatten wir ihnen durchaus nicht. Sie müs„sen so gar völlig von gewissen Mängeln frey „seyn, die uns bey andern Personen, die sich

„dem Schauspiele nicht widmen, wenig oder gar „nicht anstößig seyn würden. Dergleichen sind, „zu lange oder kurze Arme, ein zu großer Mund, „übelgestaltene Füße ꝛc. = = Zu diesen vier Hauptstücken fügt der Verfasser noch zwey Anmerkungen, die mit dem Inhalte des ersten Buchs genau verbunden sind. Die erste ist diese: **Die Schauspieler können in den Nebenrollen, des Witzes, des Feuers und der Empfindung eben so wenig entübrigt seyn, als in den Hauptrollen.** Die Ursache ist, weil in guten Stücken auch die Nebenrollen, nicht etwa zum Ausflicken da sind, sondern einen Einfluß in das Ganze haben, und sich oft eben so thätig erweisen, als die allervornehmsten Personen. Die Vertrauten, zum Exempel, in den Trauerspielen, habe oft so vortrefliche Stellen, besonders in den Erzehlungen, die ihnen meisten Theils aufgetragen werden, zu sagen, daß sie ohne Witz, ohne Feuer und ohne Empfindung gewiß alles verderben würden. Die zweyte Anmerkung ist diese: **Wenn man auch schon die vornehmsten Vollkommenheiten hat, die zu einem Schauspieler erfordert werden, so muß man doch in einem gewissen Alter zu spielen aufhören.** Denn in den Schauspielen beleidiget uns unumgänglich alles dasjenige, was uns Gelegenheit giebt, die Schwachheiten der menschlichen Natur zu überlegen, und auf

uns selbst verdrüßliche Blicke zurück zu werfen. Es werden hier bloß diejenigen Rollen ausgenommen, deren Lächerliches durch das wahre Alter des Schauspielers vermehrt wird, zum Exempel, die Rollen der Alten, die mit aller Gewalt noch jung seyn wollen; auch muß man gegen Acteurs von ausserordentlichen Gaben einige Nachsicht haben; nur werden diese alsdann so billig seyn, wenn es in ihrer Gewalt stehet, keine andre als solche Rollen zu wählen, welche mit ihrem Alter nicht allzusehr abstechen. Frankreich hat es selbst seinem **Baron** nicht vergeben, daß er noch in seinen letzten Jahren so gern junge Prinzen verstellte. Es konnte es durchaus nicht gewohnt werden, ihn von Schauspielerinnen Sohn nennen zu hören, deren Großvater er hätte seyn können.

In dem **zweyten Buche** des **ersten** Theils handelt der Verfasser von einigen Vorzügen, welche gewisse Schauspieler insbesondere haben müssen. Diese Schauspieler sind **erstlich** diejenigen, welche man in der Komödie Vorzugsweise, die komischen nennt; **zweytens** diejenigen, welche sich in der Tragödie durch ihre Tugenden unsere Bewunderung, und durch ihre Unglücksfälle unser Mitleiden erwerben sollen; und **drittens** diejenigen, welche so wohl in der Tragödie als Komödie die Rollen der Liebhaber vorstellen. Alle diese haben gewisse besondere Gaben nöthig, welches Theils innerliche, Theils

äußer=

äußerliche sind. Dieser Eintheilung gemäß macht der Verfasser in diesem zweyten Buche zwey Abschnitte, deren erster die innerlichen, und der zweyte die äußerlichen Gaben untersucht. Wir wollen uns zu dem ersten Abschnitte wenden, welcher aus fünf Hauptstücken besteht. In dem ersten Hauptstücke zeigt er, daß **die Munterkeit denjenigen Schauspielern, welche uns zum lachen bewegen sollen, unumgänglich nöthig sey.** „Wenn „man, sind seine Worte, eine komische Person „vorstellt, ohne selbst Vergnügen daran zu ha„ben, so hat man das bloße Ansehen eines ge„dungenen Menschen, welcher nur deswegen „Komödiant ist, weil er sich seinen Lebensunter„halt auf keine andre Art verschaffen kann. „Theilt man aber das Vergnügen mit dem Zu„schauer, so kann man sich allezeit gewiß verspre„chen, zu gefallen. Die Munterkeit ist der „wahre Apollo der komischen Schauspieler. „Wenn sie aufgeräumt sind, so werden sie fast „immer Feuer und Genie haben. = = Es ist aber hierbey wohl zu merken, daß man diese Munterkeit mehr in ihrem Spiele als auf ihren Gesichtern zu bemerken verlangt. Man giebt tragischen Schauspielen die Regel: **weinet wenn ihr wollt, daß ich weinen soll;** und den komischen Schauspielern sollte man die Regel geben: **Lachet fast niemals, wenn ihr wollt, daß ich lachen soll.** = = Das

zweyte

zweyte **Hauptstück** zeigt, daß **derjenige, welcher keine erhabne Seele habe, einen Helden schlecht vorstelle.** Unter dieser erhabnen Seele muß man nicht die Narrheit gewisser tragischen Schauspieler verstehen, welche auch außer dem Theater noch immer Prinzen zu seyn sich einbilden. Auch nicht das Vorurtheil einiger von ihnen, welche große Acteurs den allergrößten Männern gleich schätzen, und lieber gar behaupten möchten, es sey leichter ein Held zu seyn, als einen Helden gut vorzustellen. Die Hoheit der Seele, von welcher hier geredet wird, besteht in einem edeln Enthusiasmo, der von allem was groß ist in der Seele gewirkt wird. Dieser ist es, welcher die vortreflichen tragischen Schauspieler von den mittelmäßigen unterscheidet, und sie in den Stand setzt, das Herz des gemeinsten Zuschauers mit Bewegungen zu erfüllen, die er sich selbst nicht zugetrauet hätte = = Mit diesem Enthusiasmo, welcher für diejenige Person gehöret, die Bewunderung erwecken soll, muß derjenige Theil der **Empfindung** verbunden werden, welchen die Franzosen unter dem Namen des **Eingeweides** (d'Entrailles verstehen, wenn eben dieselbe Person unser Mitleiden erregen will. Hiervon handelt das **dritte Hauptstück.** „Wollen die „tragischen Schauspieler, sagt der Verfasser, uns „täuschen; so müssen sie sich selbst täuschen. „Sie müssen sich einbilden, daß sie wirklich das

„sind,

„sind, was sie vorstellen; eine glückliche Rase-„rey muß sie überreden, daß sie selbst diejenigen „sind, die man verräth, die man verfolgt. „Dieser Irrthum muß aus ihrer Vorstellung in „ihr Herz übergehen, und oft muß ein eingebil-„detes Unglück ihnen wahrhafte Thränen aus-„pressen. Alsdann sehen wir in ihnen nicht mehr „frostige Komödianten, welche uns durch ge-„lernte Töne und Bewegungen für eingebildete „Begebenheiten einnehmen wollen. Sie wer-„den zu unumschränkten Gebiethern über unsre „Seelen; sie werden zu Zaubrern, die das un-„empfindlichste empfindlich machen können = = „Und dieses alles durch die Gewalt der Traurig-„keit, welche Leidenschaft eine Art von epidemi-„scher Krankheit zu seyn scheinet, deren Aus-„breitung eben so schnell als erstaunlich ist. Sie „ist von den übrigen Krankheiten darinne unter-„schieden, daß sie sich durch die Augen und durch „das Gehör mittheilet; wir brauchen eine mit „Grund wahrhaft betrübte Person nur zu sehen, „um uns zugleich mit ihr zu betrüben. Der „Anblick der andern Leidenschaften ist so an-„steckend nicht. Es kann sich ein Mensch in „unsrer Gegenwart dem allerheftigsten Zorne über-„lassen; wir bleiben gleichwohl in der vollkom-„mensten Ruhe. Ein andrer wird von der leb-„haftesten Freude entzückt, wir aber legen unsern „Ernst deswegen nicht ab. Nur die Thränen, „wenn es auch schon Thränen einer Person sind,

„die

„die uns gleichgültig ist, haben fast immer das „Vorrecht uns zu rühren. Da wir uns zur Mühe „und zum Leiden gebohren wissen, so lesen wir „voll Traurigkeit unsere Bestimmung in dem „Schicksale der Unglücklichen, und ihre Zufälle „sind für uns ein Spiegel, in welchem wir mit „Verdruß das mit unserm Stande verknüpfte „Elend betrachten. = = Dieses bringt den Verfasser auf eine kleine Ausschweifung, welche viel zu artig ist, als daß ich sie hier übergehen sollte. = = „Es ist nicht schwer, spricht er, von „unsrer Leichtigkeit uns zu betrüben einen Grund „anzugeben. Allein desto schwerer ist es die „Natur desjenigen Vergnügens eigentlich zu „bestimmen, welches wir, bey Anhörung einer „Tragödie, aus dieser Empfindung ziehen. „Daß man in der Absicht vor die Bühne geht, „diejenigen Eindrücke, welche uns fehlen, daselbst „zu borgen, oder uns von denjenigen, die uns „mißfallen, zu zerstreuen, darüber wundert man „sich gar nicht. Das aber, worüber man erstaunt, ist dieses, daß wir oft durch die Begierde Thränen zu vergießen dahin geführt „werden. Unterdessen kann man doch von die„ser wunderlichen Neigung verschiedne Ursachen „angeben, und die Schwierigkeit dabey ist bloß, „die allgemeinste davon zu bestimmen. Wenn „ich gesagt habe, daß das Unglück andrer ein „Spiegel für uns sey, in welchem wir das „Schicksal, zu dem wir verurtheilet sind,

„be=

„betrachten, so hätte ich einen Unterscheid dabey „machen können. Dieser Unterschied kann hier „seine Stelle finden, und er wird uns eine von „den Quellen desjenigen Vergnügens, dessen „Ursprung wir suchen, entdecken. Der Anblick „eines fremden Elends ist für uns schmerzlich, „wenn es nehmlich ein solches Elend ist, dem „wir gleichfalls ausgesetzt sind. Er wird aber „zu eine Tröstung, wenn wir das Elend nicht „zu fürchten haben, dessen Abschilderung er uns „vorlegt. Wir bekommen eine Art von Erleich= „terung, wenn wir sehen, daß man in demjeni= „gen Stande, welchen wir beneiden, oft grau= „samen Martern ausgesetzt sey, für die uns un= „sre Mittelmäßigkeit in Sicherheit stellet Wir „ertragen alsdenn unser Uebel nicht nur mit we= „niger Ungeduld, sondern wir wünschen uns „auch Glück, daß wir nicht so elend sind, als „wir uns zu seyn eingebildet haben. Doch da- „her, daß uns fremde Unglücksfälle, welche grös= „ser als die unsrigen sind, unsrer geringen Glücks- „umstände wegen trösten, würde noch nicht fol= „gen, daß wir in der Betrübniß über diese Un- „glücksfälle ein Vergnügen finden müßten, wenn „unsre Eigenliebe, indem sie ihnen diesen Tribut „bezahlt, nicht dabey ihre Rechnung fände. „Denn die Helden, welche durch ihr Unglück „berühmt sind, sind es zugleich auch durch auf- „serordentliche Eigenschaften. Je mehr uns „ihr Schicksal rührt, desto deutlicher zeigen wir,

„daß

„daß wir den Werth ihrer Tugenden kennen,
„und der Ruhm, daß wir die Größe gehörig zu
„schätzen wissen, schmeichelt unserm Stolze.
„Übrigens ist die Empfindlichkeit, wenn sie von
„der Unterscheidungskraft geleitet wird, schon
„selbst eine Tugend. Man setzt sich in die Klas-
„se edler Seelen, indem man durchlauchten Un-
„glücklichen das schuldige Mitleiden nicht ver-
„saget. Auf der Bühne besonders läßt man
„sich um so viel leichter für vornehme Personen
„erweichen, weil man weis, daß diese Empfin-
„dung durch die allzulange Dauer uns nicht
„überlästig fallen, sondern eine glückliche Ver-
„änderung gar bald ihrem Unglücke, und unsrer
„Betrübniß ein Ende machen werde. Werden
„wir aber in dieser Erwartung betrogen, und wer-
„den diese Helden zu Opfern eines ungerechten
„und barbarischen Schicksals; so werfen wir
„uns alsdann zwischen ihnen und ihren Feinden
„zu Richtern auf. Es scheint uns sogar, wenn
„wir die Wahl hätten, entweder wie die einen
„umzukommen, oder wie die andern zu trium-
„phiren, daß wir nicht einen Augenblick in Zwei-
„fel stehen würden, und dieses macht uns in un-
„sern Augen desto größer. Vielleicht würde die Un-
„tersuchung, welche von diesen Ursachen den mei-
„sten Einfluß in das Vergnügen habe, mit dem wir
„in einem Trauerspiele weinen, ganz und gar
„vergebens seyn. Vielleicht wird jede von den-
„selben nach Beschaffenheit derjenigen Seele
auf

„auf welche sie wirken, bald die vornehmste, bald „die geringste . . . Wir kommen von dieser Ausschweifung wieder auf den geraden Weg. Das vierte Hauptstück beweiset, daß nur diejenigen Personen allein, welche gebohren sind zu lieben, das Vorrecht haben sollten, verliebte Rollen zu spielen. „Eine gewisse Sängerin, erzehlt der Ver„fasser, stellte in einer neuen Oper eine Prin„zeßin vor, die gegen ihren Ungetreuen in einem „heftigen Feuer ist; allein sie brachte diejenige „Zärtlichkeit, welche ihre Rolle erforderte, gar „nicht hinein. Eine von ihren Gesellschafterin„nen, die der Ursachen ungeachtet, warum zwey „Personen von einerley Profeßion und von ei„nerley Geschlecht einander nicht zu lieben „pflegen, ihre Freundin war, hätte gar zu „gerne gewollt, daß sie diese Rolle mit Beyfall „spielen möchte. Sie gab ihr daher verschiedene „Lehren, aber diese Lehren blieben ohne Wir„kung. Endlich sagte die Lehrerin einmal zu „ihrer Schülerin: Ist denn das, was ich „von ihnen verlange, so schwer? Se„tzen sie sich doch an die Stelle der ver„rathenen Geliebte! Wenn sie von ei„nem Menschen, den sie zärtlich lieb„ten, verlassen würden, würden sie „nicht von einem lebhaften Schmerze „durchdrungen seyn? Würden sie nicht „suchen — — Ich? antwortete die Ac„trice,

„trice, an die dieses gerichtet war; ich würde „auf das schleunigste, einen andern Lieb„haber zu bekommen suchen. Ja, wenn „das ist, antwortete ihre Freundin, so ist ih„re und meine Mühe vergebens. Ich „werde sie ihre Rolle nimmermehr ge„hörig spielen lehren. Diese Folge war sehr richtig; denn eine wahre Zärtlichkeit auszudrücken, dazu ist alle Kunst nicht hinlänglich. Man mag sich auch noch so sehr bestreben, das unschuldige und rührenden Wesen derselben zu erreichen; es wird doch noch immer von der Natur eben so weit unterschieden seyn, als es die frostigen Liebkosungen einer Buhlerinn, von den affektvollen Blicken einer aufrichtigen Liebhaberin sind. Man stellt alle übrige Leidenschaften unvollkommen vor, wenn man sich ihren Bewegungen nicht überläßt, aber wenigstens stellt man sie doch unvollkommen vor. Man ahmet mit kaltem Blute den Ton eines Zornigen schlecht nach, allein man kann doch wenigstens einige von den andern äusserlichen Zeichen, durch welche er sich an den Tag legt, entlehnen; und wenn man in verschiedenen Rollen schon nicht die Ohren betriegt, so betriegt man doch wenigstens die Augen. In den zärtlichen Rollen aber kann man eben so wenig die Augen, als die Ohren betriegen, wenn man nicht von der Natur eine zur Liebe gemachte Seele bekommen hat. — — Will „man, fährt der Verfasser fort, die Ursache wis-

„sen,

„sen, warum man zwar die Larve der andern Lei„denschaften borgen, die Entzückungen der Zärt„lichkeit aber nur auf eine sehr ungetreue Art nach„bilden kann, wenn man nicht selbst liebt, oder „wohl gar zu lieben nicht fähig ist, so will ich es wa„gen eine Vermuthung hierüber vorzutragen. „Die übrigen Leidenschaften mahlen sich blos da„durch auf dem Gesichte, daß sie in den Zügen „eine gewisse Art von Veränderung verursachen; „die Zärtlichkeit hingegen hat, so wie die Freu„de, das Vorrecht, der Gesichtsbildung neue „Schönheiten zu geben und ihre Fehler zu verbes„sern. Daher also, daß man uns von gewissen „Leidenschaften ein unvollkommenes Bild vorstel„len kann, ohne von ihnen selbst beherrscht zu „werden, folgt noch nicht, daß man auch die „sanfte Drunkenheit der Liebe auch nur unvoll„kommen nachahmen könne, ohne sie selbst zu „fühlen. — — Aus allem diesen zieht der Verfasser in dem fünften Hauptstücke die Folgerung, daß man sich nicht mehr mit diesen Rollen abgeben müsse, wenn man nicht mehr in dem glücklichen Alter zu lieben sey. Die Wahrheit dieser Folgerung fällt zu deutlich in die Augen, als daß es nöthig wär, seine Gründe anzuführen, die ohnedem auf das vorige hinaus lauffen. — — Wir kommen vielmehr sogleich auf den zweyten Abschnitt dieses zweyten Buchs, worinn, wie schon gesagt, die äusserlichen Gaben abgehandelt werden, welche zu gewis-

sen Rollen insbesondere nöthig sind. Es geschieht dieses in vier Hauptstücken, wovon das erste die Stimme angeht, und zeiget, daß eine Stimme, welche in gewissen Rollen hinlänglich ist, in andern Rollen, welche uns einnehmen sollen, es nicht sey. Bey komischen Schauspielern ist es fast genug, wenn wir ihnen nur alles, was sie sagen sollen, hinlänglich verstehen können, und wir können ihnen eine mittelmäßige Stimme gar gern übersehen. Der tragische Schauspieler hingegen muß eine starke, majestätische und pathetische Stimme haben; der, welcher in der Komödie Personen von Stande vorstellt, eine edle; der, welcher den Liebhaber macht, eine angenehme, und die, welche die Liebhaberin spielt, eine bezaubernde. Von der letztern besonders verlanget man diejenigen überredenden Töne, mit welchen eine Schöne aus dem Zuschauer, alles was sie will, machen und von ihrem Liebhaber, alles was sie begehrt, erlangen kann. Eine reitzende Stimme kann anstatt vieler andern Vorzüge seyn. Bey mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über das Zeugniß der Augen gesiegt, und eine Person, der wir unsere Huldigung verweigerten, wenn wir sie blos sahen, hat sie vollkommen zu verdienen geschienen, wenn wir sie gehöret haben — — Von der Stimme kommt der Verfasser auf die Gestalt und zeigt in dem zweyten Hauptstücke, daß die Liebhaber

in der Komödie eine liebenswürdige, und die Helden in der Tragödie eine ansehnliche Gestalt haben müssen. Weil es wahrscheinlich ist, daß die erhabenen Gesinnungen einer Prinzeßin sie bewegen können, bey einem Helden die nicht allzu regelmässige Bildung seines Gesichts in Ansehung seiner übrigen grossen Eigenschaften, zu vergessen: so ist es eben nicht so unumgänglich nöthig, daß der Liebhaber in der Tragödie von einer durchaus reitzenden Gestalt sey, wenn seine Rolle sich nur ungefehr zu seinem Alter schikt. In der Komödie aber pflegen wir strenger zu seyn. Weil diese uns in den Gesinnungen und Handlungen ihrer Personen nichts als das Gemeine zeigt, so bilden wir uns ihre Helden auch von keinen so ausnehmenden Verdiensten ein, daß sie über das Herz siegen könnten, ohne die Augen zu reitzen, und ihre Heldinnen stellen wir uns nicht so gar zärtlich vor, daß sie bey dem Geschencke ihres Herzens nicht ihre Augen zu Rathe ziehen sollten. Die Gestalt des Liebhabers muß die Zärtlichkeit derjenigen, von welcher er geliebet wird, rechtfertigen; und die Liebhaberin muß uns ihre Liebe nicht blos mit lebendigen Farben abschildern, sondern wir müssen sie auch nicht für unwahrscheinlich halten, noch ihren schlechten Geschmak dabey tadeln können. Man wirft zwar ein, daß man im gemeinen Leben oft genug eine Schöne nach einen gar nicht liebenswürdigen Menschen seufzen

zen sehe, und daß uns daher ein klein wenig Ueberlegung gleiche Ereignungen auf dem Theater erträglich machen könne. Hierauf aber ist zu antworten, daß man in der Komödie das Vergnügen durchaus nicht von der Ueberlegung will abhangen lassen. Bey den Liebhaberinnen ist diese Bedingung noch nothwendiger, als bey den Liebhabern. Es ist zwar nicht eigentlich Schönheit, was sie besitzen müssen; sondern es ist etwas, was noch mehr als Schönheit ist, und welches noch allgemeiner und noch mächtiger auf die Herzen wirkt; es ist ein ich weis nicht was, wodurch ein Frauenzimmer reitzend wird, und ohne welches sie nur umsonst schön ist; es ist eine gewisse siegende Anmuth, welche eben so gewiß allezeit rührt, als es gewiß ist, daß sie sich nicht beschreiben läßt. — — Gleiche Bewandniß hat es auch mit denjenigen Personen, welchen der Verfasser in Ansehung ihres Standes und ihrer Gesinnungen über das Gemeine hinaus setzt; ihre äusserliche Gestalt muß ihre Rolle nicht erniedrigen. Obgleich die Natur ihre Gaben nicht allezeit dem Glanze der Geburth gemäß einrichtet, und obgleich oft mit einer sehr schlechten Physiognomie sehr ehrwürdige Titel verbunden sind: so ist es uns doch zuwider, wenn wir einen Schauspieler von geringen Ansehen eine Person von Stande vorstellen sehen. Seine Gestalt muß edel, und seine Gesichtsbildung muß sanft und glücklich seyn, wenn er gewiß

seyn

seyn will, Hochachtung und Mitleiden in uns zu erregen. Man weis in Paris noch gar wohl, was einem gewissen Schauspieler wiederfuhr, welcher seine Probe spielen sollte. Es fehlte ihm weder an Empfindung, noch an Witze, noch an Feuer; nur sein äusserliches war gar nicht heldenmäßig. Einsmals stellte er die Person des **Mithridats** vor, und stellte sie so vor, daß alle Zuschauer mit ihm hätten zufrieden seyn müssen, wenn er lauter Blinde zu Zuschauern gehabt hätte. In dem Auftritte, wo **Monime** zu dem Könige sagt: **Herr, du änderst dein Gesicht**, rufte ein Spottvogel aus dem Parterre der Schauspielerin zu: **Laßt ihn doch ändern.** Auf einmal verlohr man alle Gaben des Schauspielers aus den Augen, und dachte bloß und allein an die wenige Uebereinstimmung, die sich zwischen ihm und seiner Person befände. — — In dem **dritten Hauptstücke** kömmt der Verfasser auf **das wahre oder anscheinende Verhältniß, welches zwischen dem Alter des Schauspielers und dem Alter der Person seyn muß.** Ein Portrait, das wegen seiner Zeichnung und seiner Farbenmischung auch noch so schätzbar ist, wird doch mit Recht getadelt, wenn es diejenige Person, die es vorstellen soll, älter macht. Eben so wird uns auch ein Schauspieler, wenn er auch sonst noch so vollkommen spielt, nur mittelmäßig gefallen, wenn er für seine Rolle allzu alt ist. Es ist nicht

genug, daß man uns **Iphigenien** nicht mit Runzeln und den **Britannicus** nicht mit grauen Haaren zeiget; wir verlangen beyde in allen Reitzungen ihrer Jugend zu sehen. Einige Jahre zwar kann der Acteur älter als seine Person seyn, weil er uns alsdann, wenn er diesen Unterscheid wohl zu verbergen weis, das Vergnügen einer doppelten Täuschung verschaft, welches wir nicht haben würden, wenn er in diesem Falle nicht wäre. — — Dieses ist zu deutlich, als daß der Verfasser nöthig haben sollte viel Worte damit zu verschwenden. Er thut es auch nicht, sondern eilt mit dem ersten Theile seines Werks zu Ende, indem er nur noch ein kleines **Hauptstück**, welches das **vierte** ist, und besonders die **Mägdchen und die Bedienten angehet**, hinzu thut. Bey einigen Rollen ist es gut, wenn die Schauspielerinnen, welche die Mägdchen vorstellen, nicht allzu jung mehr sind; bey einigen aber müssen sie nothwendig jung seyn, oder wenigstens jung scheinen, um ihre Jugend zu einer Art von Entschuldigung für die unbedachtsamen Reden, welche sie meistentheils führen, oder für die nicht allzuklugen Rathschläge, die sie ihren Gebietherinnen oft bey Liebeshändeln geben, zu machen. Wenn aber das Mägdchen eben nicht allezeit jung seyn darf, so muß sie doch immer eine ausserordentliche Flüchtigkeit der Zunge besitzen. Diese Eigenschaft ist besonders in den Lustspielen des

Regnards

Regnards sehr nöthig, wo ohne dieselbe bey verschiednen Rollen alle Anmuth wegfällt. Auch fordert man von den Mägdchen eine schalkhafte Mine, und von den Bedienten Geschwindigkeit und Hurtigkeit. Ein dicker Körper schickt sich daher für die Bedienten eben so wenig, als sich für die Mägdchen das Stottern schicken würde.

Dieses also wäre der Inhalt des **ersten** Theils. Er handelt, wie man gesehen hat, nichts anders ab, als diejenigen natürlichen Gaben, ohne welche es nicht einmal möglich ist, ein guter Schauspieler zu werden. Wie viel häßliche Gegenstände würden wir unter ihnen entbehren, wenn sie alle so billig gewesen wären, sich darnach zu prüfen. Noch weniger Stümper aber würden wir sehen, wenn diejenigen die diese Prüfung vorgenommen, und darinne bestanden haben, nicht geglaubt hätten, daß sie nunmehr schon vollkommne Schauspieler wären, und nichts mehr als diese natürlichen Vorzüge nöthig hätten, um den Beyfall der Zuschauer zu erzwingen. Sie mögen sich ja nicht betriegen; sie haben aufs höchste nur die Anlage von dem, was sie seyn müssen, und wenn sie sich nicht durch Kunst und Fleiß ausarbeiten wollen, so werden sie zeitlebens auf dem halben Wege stehen bleiben. Wie dieses aber geschehen müsse und worauf sie insbesondere zu sehen haben, handelt unser Verfasser in seinem **zweyten Theile** ab, welcher, ohne einige Unterabtheilungen, aus **neunzehn** Haupt-

P 5 stücken

stücken besteht, deren Inhalt ich gleichfalls anzeigen will.

Das erste **Hauptstück** untersucht **worinne die Wahrheit der Vorstellung bestehe?** Diese **Wahrheit** bestehet in dem Zusammenfluße aller Wahrscheinlichkeiten, welche den Zuschauer zu betriegen geschickt sind. Sie theilen sich in zwey Klassen. Die einen entstehen aus dem Spiele des Acteurs; und die andern aus gewissen Modificationen des Schauspielers, in Ansehung seiner Verkleidung oder der Auszierung des Orts, wo er spielt. Die Wahrscheinlichkeiten von der ersten Art gehören vornehmlich hierher, und bestehen in der genauen Beobachtung alles dessen, was sich geziemt. Das Spiel des Acteurs ist nur alsdann **wahr**, wenn man alles darinne bemerkt, was sich für das Alter, für den Stand, für den Charakter und für die Umstände der Person, die er vorstellt, schicket. Diese Wahrheit aber theilt sich in die Wahrheit der Action, und in die Wahrheit der Recitation.

Von der ersten handelt das **zweyte Hauptstück.** Diese Wahrheit ist oft diejenige gar nicht, welche dem Schauspieler zuerst in die Gedanken kömmt. **Agamemnon** zum Exempel, (**Iphigenia Aufz. II. Auft.** 2.) als ihn Iphigenia fragt, ob er ihr erlauben werde, dem Opfer, das er vorhabe, beyzuwohen, antwortet ihr: **Du bist dabey, mein Tochter.**

Ver=

Verschiedne Schauspieler glauben diese Stellung recht pathetisch auszudrücken, wenn sie Blicke voll Zärtlichkeiten auf Iphigenien heften, allein diese Action ist ganz wider die Wahrscheinlichkeit, weil Agamemnon, indem er dieses zu seiner Tochter gesagt, die Augen gewiß wird abgewendet haben, damit sie den tödlichen Schmerz, der sein Herz zerfleischte, nicht darinne lesen möge. Die Schwierigkeit alle kleine Schattirungen zu bemerken, aus welchen die Wahrheit der Action bestehet, zeigt sich besonders in dem **verwickelten Stellungen.** Der Verfasser verstehet unter dieser Benennung diejenigen Stellungen, in welchen die Person entgegengesetzten Absichten ein Genüge thun muß. In diesem Falle ist **Isabelle** in der Männerschule, wenn sie sich zwischen dem **Sganarelle** und **Valere** befindet, und den einen umfaßt indem sie dem andern die Hand giebt, und zu den einen etwas spricht, was sich der andre annehmen soll. Die Schauspielerin, die dieses spielt, hat sehr viel Genauigkeit anzuwenden, damit ihr die Zuschauer weder allzuwenige Vorsicht in Ansehung ihres Eifersüchtigen, noch allzuwenig Zärtlichkeit gegen ihren Liebhaber Schuld geben können.

In dem **dritten Hauptstücke** betracht der Verfasser die zwey vornehmsten Stücke der Action; die Minen nehmlich und die Gestus. Beyde müssen hauptsächlich wahr seyn. Der Schauspieler muß die Leidenschaften nicht allein in seinem

nem Gesichte ausdrücken, sondern er muß sie auch lebhaft ausdrücken können. Nur muß es nicht so weit gehen, daß er sein Gesicht dadurch verstellet. Gemeiniglich aber fällt man in diesen Fehler nur alsdenn, wenn man nicht wirklich, nachdem es die Stellung der Person erfordert, aufgebracht oder gerührt ist. Empfindet man wirklich eine von diesen beyden Eindrücken, wie man sie empfinden soll, so wird sie sich ohne Mühe in den Augen abmahlen. Muß man aber seine Seele erst mit aller Gewalt aus ihrem Todenschlafe reissen, so wird sich der innere gewaltsame Zustand auch in dem Spiele und in den Minen verrathen. — — Die Gestus theilt der Verfasser in zwey Arten; einige, spricht er, haben eine bestimmte Bedeutung, andre aber dienen bloß die Action zu beleben. Die erstern sind nicht willkührlich, sondern sie machen eine gewisse Sprache aus, die wir alle reden, ohne sie gelernt zu haben, und durch die uns alle Nationen verstehen können. Die Kunst kann sie weder deutlicher noch nachdrücklicher machen; sie kann sie aufs höchste nur ausputzen, und den Schauspieler lehren, sich ihrer so zu bedienen, wie es sich für seine Rolle schickt. Sie kann ihn zum Exempel lehren, daß das edle Komische wenigere heftige Gestus erfordert, als das niedrig Komische; und das Tragische noch wenigere, als das edle Komische. Die Ursache hiervon ist leicht zu errathen.

rathen. Die Natur nehmlich macht, wenn sie sich selbst gelassen ist, weit unmäßigere Bewegungen, als wenn sie von dem Zaume der Erziehung, oder von der Ernsthaftigkeit eines zu beobachtenden Ansehens zurück gehalten wird. Was die andre Art der Gestus anbelangt, so müssen sie wenigstens eine Art des Ausdruckes haben; sie müssen nicht studirt seyn, und müssen oft abgewechselt werden. Bey denjenigen komischen Rollen, bey welchen man gewisser Maassen die Natur nicht vor sich haben kann, dergleichen die erdichteten Rollen der **Crispins**, der **Pourceaugnacs** und andre sind, thut man wohl, wenn man seinen Vorgänger in denselben, dessen Art Beyfall gefunden hat, so viel wie möglich nachahmt. Vielleicht ist es gut, wenn man manchmal auch sogar dessen Fehler nachahmt, um den Zuschauern die Action desto wahrer scheinen zu lassen.

Von der Action kömmt nunmehr der Verfasser in dem **vierten Hauptstücke** auf die **Recitation und derselben Wahrheit.** Nach einigen Stellen bey den Alten muß man glauben, daß sie die Declamation ihrer dramatischen Werken nach Noten abgemessen haben. Wenn dieses harmonische Noten gewesen sind, so haben sich ihre Schauspieler in eben den Umständen befunden, in welchen sich die heutigen Opersänger in Ansehung der Recitative befinden, allein die Wahrheit der Recitation kann dabey nichts ge-

wonnen haben, weil die Musik keine an und vor sich bestimmten Mittel hat, die verschiednen Leidenschaften auszudrücken. Sollen aber diese Noten bloß die Töne der gemeinen Unterredung angegeben haben, wie der Abt du Bos behauptet, so muß man voraussetzen, daß sich dergleichen Töne, in Vergleichung mit andern gegebenen Tönen wirklich ausdrücken lassen, und daß jede Empfindung nur einen Ton habe, welcher ihr eigentlich zukomme. Allein beydes ist falsch. Die verschiednen Veränderungen der Stimme, welche aus einerley Eindrücken entstehen, haben zwar mit einander etwas gemein; allein sie sind auch wegen der verschiednen Sprachwerkzeuge nothwendig unterschieden. Wer daher die Kunst zu recitiren methodisch abhandeln wollte, der müßte eben so vielerley Regeln geben, als Arten von Stimmen sind. Kurz, es gehört allein der Natur zu, die Töne, welche sich am besten schicken, vorzuschreiben, und die Empfindung ist die einzige Lehrerin in dieser bezaubernden Beredsamkeit der Schalle, durch welche man in den Zuhörern alle beliebige Bewegungen erregen kann. Das vornehmste Geheimniß ist dabey dieses, daß man diejenigen Töne, welche dem Anscheine nach einerley sind, in der That aber unterschieden werden müssen, nicht unter einander verwechsele, und die einen für die andern brauche. Man betrachtet zum Exempel den naifen Ton und den aufrichtigen Ton als zwey Töne, die unter einer-

ley

ley Art gehören, allein es würde ganz unrecht gethan seyn, wenn man den einen anstatt des andern nehmen wollte. Der eine gehört derjenigen Person zu, welche nicht Witz oder Stärke genug hat, ihre Gedanken und ihre Gesinnungen zu verbergen, sondern die Geheimnisse ihrer Seele wider ihren Willen, und wohl gar zu ihrem Schaden, entwischen läßt. Der andre ist vielmehr das Zeichen der Redlichkeit, als der Dummheit oder Schwachheit, und gehört für diejenigen Personen, welche Geschicke und Herrschaft über sich selbst genug hätten, um ihre Art zu denken und zu empfinden zu verbergen, gleichwohl aber sich nicht entschliessen können, der Wahrheit Abbruch zu thun. Es giebt übrigens auch Töne, welche zu mehr als einer Art gehören. Die Ironie kann, zum Exempel, aus Zorn, aus Verachtung, und aus blosser Munterkeit gebraucht werden. Allein der ironische Ton, welcher sich bey dem einen Falle schickt, schickt sich ganz und gar nicht bey dem andern, und so weiter.

Dieses war von der Recitation überhaupt. In dem **fünften Hauptstücke** handelt der Verfasser mit wenigen, **von der Art, wie die Komödie recitirt werden müsse.** Sie muß durchaus nicht declamirt werden; wenige Stellen ausgenommen, die man, um sie den Zuhörern desto lächerlicher zu machen, declamiren kann. „Es ist überhaupt ein unverbrüchliches Gesetz für die komischen Schauspieler,

„spieler, daß sie eben so recitiren müssen, als sie „außer dem Theater reden würden, wenn sie „sich wirklich in den Umständen befänden, in wel„chen sich die Person, die sie vorstellen, befindet. „In den prosaischen Komödien wird es ihnen „eben nicht schwer, dieser Regel zu folgen; al„lein in den Komödien in Versen haben sie „schon mehr Mühe damit. Sie sollten dahero „wünschen, daß sie alle in Prose möchten ge„schrieben seyn. Dennoch aber, ob schon oft in „ganzen Gesellschaften von Komödianten kaum „eine Person Verse gehörig herzusagen weis, zie„hen sie die Stücke in Versen vor, weil diese „sich leichter lernen und behalten lassen. Der „größte Theil der Zuhörer giebt diesen Stücken „gleichfalls den Vorzug. Ohne hier zu unter„suchen, ob sich die Sprache der Poesie für die „Komödien schickt, und in welchem Falle sie zu „dulden sey, will ich nur anmerken, daß man sich „ihrer gewiß seltner bedienen würde, wenn man „nicht in Prose mehr Witz haben müßte; daß „das Sylbenmaaß und der Reim die Wahrheit „der Unterredung nothwendig verringert, und „daß folglich die Schauspieler sich nicht Mühe „genug geben können, das eine zu unterbrechen, „und den andern zu verstecken.

In dem sechsten Hauptstücke untersucht der Verfasser, ob die Tragödie declamirt werden müsse? Man ist dieser Frage wegen nur deswegen so sehr uneinig, weil man sich allzu

ver-

verschiedne Begriffe von der Declamation macht. Einige verstehen darunter eine gewisse schwülstige und prahlende Recitation, ein gewisses unsinniges und monotonisches Singen, woran die Natur keinen Antheil nimmt, und welches bloß die Ohren betäubt, und niemals das Herz angreift. Eine solche Declamation muß aus der Tragödie verbannt seyn; nicht aber die Majestät des Vortrags, welche bey einer natürlichen Recitation ganz wohl bestehen kann. Dieser prächtige Vortrag schickt sich besonders an gewisse Stellen in den Tragödien, deren Begebenheiten aus den fabelhaften Zeiten erborgt sind. Man muß zwar auch da die Natur nicht übertreiben; allein man muß sie doch in aller ihrer Grösse und in allen ihrem Glanze zeigen. Von einer mächtigen Zauberin glaubt man, daß sie etwas mehr als menschliches besitze. Wenn daher Medea nichts als ihren untreuen Gemahl zurückrufen will, so kann sie ganz wohl als eine andre Weibsperson reden. Wenn sie aber die dreyförmige Hecate citirt, wenn sie mit ihren geflügelten Drachen durch die Luft fährt, alsdann muß sie donnern.

In dem siebenden **Hauptstücke** werden einige **Hindernisse angegeben, welche der Wahrheit der Recitation schaden.** Eine von den vornehmsten ist die Gewohnheit verschiedener Schauspieler, ihre Stimme zu zwingen. So bald man nicht mehr in seinem natür-

lichen Tone redet, ist es sehr schwer, der Wahrheit gemäß zu spielen. Eine andere Hinderniß ist die Monotonie, deren es dreyerley Arten giebt. Die eine ist die Verharrung in eben derselben Modulation, die zweyte die Gleichheit der Schlußtöne, und die dritte die allzuofte Wiederhohlung eben derselben Wendungen der Stimme. Der erste von diesen Fehlern ist den tragischen und comischen Schauspielern gleich gemein. Verschiedene von ihnen bleiben ohn Unterlaß in einem Tone, so wie die kleinen Instrumente, mit welchen man gewisse Vögel abrichtet. In den zweyten Fehler fallen die tragischen Acteurs öfterer als die komischen; sie sind gewohnt, fast immer mit der tiefen Octave zu schliessen. Eben so ist es mit dem dritten Fehler, welchen man gleichfalls den komischen Schauspielern weit seltner als den tragischen vorzuwerfen hat, die besonders durch die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit eine lange Reihe von Versen majestätisch auszusprechen, dazu verleitet werden. Man würde auch dem geringsten Anfänger unter ihnen Unrecht thun, wenn man ihm noch rathen wollte, so viel möglich den Ruhepunct der Cäsur zu vermeiden. Es ist dieses blos ein Anstoß für diejenigen Komödianten, welche ohne Verstand und ohne Geschmack mehr auf die Zahl der Sylben, als auf die Verbindung der Gedanken Achtung geben. Weil aber die Poesie die natürliche Sprache der Tragödie ist, so sind die tragischen Acteurs nicht

so

so wie die komischen verbunden, den Reim allezeit zu verstecken. Gemeiniglich würde es auch nicht einmal angehen, wenn sie auch gerne wollten. Der Abschnitt des Verstandes zwingt sie oft, bey dem Schlusse eines jeden Verses inne zu halten, und dieses verursacht eine Art von Gesang, welchem man am besten dadurch abhilft, wenn man diesen Abschnitt nach Beschaffenheit der Umstände entweder verkürzt oder verlängert, und nicht alle Verse in einerley Zeit ausspricht. — — Ferner gehöret unter die Hindernisse der vorherrschende Geschmak, welchen gewisse Schauspieler für eine besondere Art zu spielen haben. Besitzen sie zum Exempel die Kunst zu rühren, so wollen sie diese Kunst überall anwenden, und weil ihnen der weinende Ton wohl läßt, so sind sie fast nie daraus zu bringen.

Das achte Hauptstück untersucht **in welcher Vollkommenheit die Schauspieler ihre Rollen auswendig wissen sollen, damit die Wahrheit der Verstellung nichts darunter leide?** Die Antwort hierauf ist offenbar: in der allermöglichsten. „Denn „die vornehmste Aufmerksamkeit des Schauspie„lers, sagt der Verfasser, muß dahin gerichtet „seyn, daß er uns nichts als die Person, die er „vorstellt, sehen lasse. Wie ist dieses aber mög„lich, wenn er uns merken läßt, daß er blos das „wiederhohlt, was er auswendig gelernt hat? „Ja noch mehr. Wie kann er uns nur den

„blossen Schauspieler zeigen, wenn sein Gedächt-
„niß arbeiten muß? Wenn der Lauf des Was-
„sers, das durch seine Erhöhung oder durch sei-
„nen Fall eine Fontaine zu verschönern bestimmt
„ist, in seinen Kanälen durch etwas aufgehalten
„wird, so kann es unmöglich die verlangte Wir-
„kung thun. Wenn dem Schauspieler seine
„Rede nicht auf das schleunigste beyfällt, so kann
„er fast nicht den geringsten Gebrauch von seinen
„Talenten machen. — — Ja, der Verfasser geht noch weiter und behauptet, daß die Schauspieler nicht allein ihre eigne Rolle, sondern auch die Rollen aller andern, mit welchen sie auf der Bühne zusammen kommen, wenigstens zum Theil, wissen müssen. Man muß fast immer auf dem Theater, ehe man das Stillschweigen bricht, seine Rede durch einige Action vorbereiten, und der Anfang dieser Action muß, nach Beschaffenheit der Umstände, eine kürzere oder längere Zeit vor der Rede vorhergehen. Wenn man aber nichts als die letzten Worte von der Rede, auf die man antworten soll, weis, so ist man oft der Gefahr ausgesetzt, seine Antwort nicht gehörig vorbereiten zu können.

Bis hieher hat der Verfasser die Wahrscheinlichkeiten betrachtet, die der Schauspieler in seinem Spiele beobachten muß, wenn die Vorstellung wahr scheinen soll. In dem **neunten Hauptstücke** betrachtet er nunmehr **diejenigen Wahrscheinlichkeiten, welche von den äusser-**

äusserlichen Umständen, in welchen sich der Schauspieler befindet, abhangen. Es muß zum Exempel der Ort der Scene allezeit dem Orte ähnlich seyn, in welchem man die Handlung vorgehen läßt. Die Zuschauer müssen sich nicht mit auf dem Theater befinden, welches in Paris besonders Mode ist. Die Schauspieler müssen gehörig gekleidet seyn; wenn sie ihre Rolle in einem prächtigen Aufzuge zu erscheinen verbindet, so müssen sie nicht in einem schlechten erscheinen; auch diejenigen Schauspielerinnen, welche die Mägdchen vorstellen, müssen sich nicht allzusehr putzen, sondern ihrer Eitelkeit ein wenig Gewalt anthun. Besonders müssen die Schauspieler die Wahrscheinlichkeit beobachten, wenn sie sich den Zuschauern nach einer That zeigen, die ihre Person nothwendig in einige Unordnung muß gesetzt haben. **Orest**, wenn er aus dem Tempel kömmt, wo er, **Hermionen** ein Gnüge zu thun, den **Pirrhus** umgebracht hat, muß nicht in künstlich frisirten und gepuderten Haaren erscheinen. = = Noch eine gewisse Gleichheit muß zwischen dem Schauspieler und der Person, die er vorstellt, ausser der, deren wir oben gedacht haben, beobachtet werden. Derjenige Acteur, welcher zuerst den verlohrnen Sohn vorstellte, schien seiner Vortreflichkeit in dem hohen Komischen ungeachtet, dennoch an der unrechten Stelle zu seyn, weil man ihn unmöglich für einen jungen Unglücklichen halten konnte,

der sich durch seine üble Aufführung in die äusserste Armuth gestürzt, und das härteste Elend erduldet habe. Hingegen war das gesunde Ansehen des Montmeny, welcher den eingebildeten Kranken vorstellte, in dieser Rolle gar nicht anstößig, sondern um so viel angenehmer, je lächerlicher es war, daß ein Mensch, dem alles das längste Leben zu versprechen schien, sich beständig in einer nahen Todesgefahr zu seyn einbildete.

Aus den jetzt angeführten Betrachtungen über die Wahrheit der Vorstellung fliessen einige andere Betrachtungen, welche das zehnte Hauptstück ausmachen. Sie betreffen die Vorbereitung grosser Bewegungen, das stuffenweise Steigen derselben und die Verbindung in dem Uebergange von einer auf die andre. Ein dramatischer Dichter, welcher seine Kunst verstehet, läßt die Zuschauer mit Fleiß nicht merken, wohin er sie führen will. Der Schauspieler muß sich hierinne nach dem Verfasser richten, und muß uns das letzte nicht eher sehen lassen, als bis wir eben darauf kommen sollen. Allein, wie wir das, was uns vorbehalten wird, nicht gern errathen mögen, so mögen wir auch eben so wenig uns gern betriegen lassen. Es ist uns lieb, wenn wir das zu sehen bekommen, was wir nicht erwarteten, allein mißvergnügt sind wir, wenn man uns etwas anders hat erwarten lassen, als das, was wir sehen. Dieses erläutert der Verfasser

durch

durch eine Stelle aus der **Phädra**, wo diese den Hippolyt zu einer Liebeserklärung vorbereitet. Das stuffenweise Steigen besteht darinne, daß sich die heftige Bewegung immer nach und nach entwickle, welches eben so nothwendig als die Vorbereitung ist, weil jeder Eindruck, welcher nicht zunimmt, nothwendig abnimmt. Die fernere Folge der angeführten Stelle aus der **Phädra** muß auch dieses erläutern. — — Was aber die Verbindung verschiedner Bewegungen, besonders diejenigen, die einander vernichten, anbelangt, so wird die Stelle aus der **Zaire** zum Muster angeführt, wo **Orosman** bald Wuth, bald Liebe, und bald Verachtung gegen den unschuldigen Gegenstand seines Verdachts äussert. Ich müßte sie ganz hersetzen, wenn ich mehr davon anführen wollte.

Ein Schauspieler kann die meisten der nur gedachten Bedingungen beobachten, und dennoch nicht natürlich spielen. Der Verfasser untersucht also in dem **eilften Hauptstücke, worinne das natürliche Spiel bestehe**, und ob es auf dem Theater allezeit nöthig sey. Wenn man unter dem natürlichen Spiele dasjenige meint, welches nicht gezwungen und mühsam läßt, so ist es wohl gewiß, daß es überhaupt alle Schauspieler haben müssen. Versteht man aber eine durchaus genaue Nachahmung der gemeinen Natur darunter, so kann man kühnlich behaupten, daß der Schauspieler unschmackhaft

werden würde, wenn er beständig natürlich spielen wollte. Der komische Schauspieler darf nicht nur, sondern muß auch dann und wann seine Rolle **übertreiben**. Allein man merke wohl, daß unter diesem **Uebertreiben** nicht die Heftigkeit der Declamation eines tragischen Acteurs begriffen ist, und daß man sie nur dem komischen Acteur erlaubet, um etwas lächerliches desto stärker in die Augen fallen zu lassen. Doch auch hier müssen gewisse Bedingungen und Umstände beobachtet werden. Der Schauspieler muß noch immer bey seinem Uebertreiben eine Art von Regeln beobachten; er kann wohl weiter gehen, als die Natur geht, aber keine Ungeheuer muß er uns deswegen nicht vorstellen. So erlaubt man zum Exempel wohl einem Mahler, daß er, in der Hitze einer lustigen Raserey, eine Figur mit einer außerordentlich langen Nase mache; aber diese Nase muß doch sonst mit den andern Nasen übereinkommen, und muß sich an der Stelle befinden, welche ihr die Natur angewiesen hat. Gleichfalls muß der Schauspieler, wenn er übertreiben will, zuerst eine Art von Vorbereitung anwenden, und es nicht eher wagen, als bis er den Zuschauern in eine Art von freudiger Trunkenheit versetzt hat, welche ihn nicht so strenge zu urtheilen erlaubt, als wenn er bey kaltem Blute wäre. Außer diesen zwey Bedingungen muß das Uebertreiben auch nicht allzuhäufig und auch nicht am falschen Orte ange-

bracht

bracht werden. Am falschen Orte würde es zum Exempel angebracht seyn, wenn es diejenigen Acteurs brauchen wollten, die das, was man in der Welt rechtschafne ehrliche Leute nennt, vorzustellen haben, und uns für sich einnehmen sollen. Ein deutliches Exempel übrigens daß das Uebertreiben durchaus nothwendig seyn könne, kömmt in den **Betriegereyen** des Scapins, (Aufz. 1. Auft. 3.) vor, wo Scapin den Argante nachmacht, um den Octavio die Gegenwart eines aufgebrachten Vaters aushalten zu lehren. Der Acteur kann hier übertreiben so viel als er will, weil die Wahrscheinlichkeit dadurch mehr aufgeholfen, als verletzet wird. Es würde nehmlich weniger wahrscheinlich seyn, daß Octav ganz betäubt wird, und nicht weis, was er sagen soll, wenn nicht die außerordentliche Heftigkeit des Scapins und die Gewaltsamkeit seines Betragens, diesen jungen Liebhaber so täuschte, daß er wirklich den fürchterlichen Argante in dem Scapin zu sehen glaubte.

Alles was unser Verfasser bisher angeführt hat, thut, wenn es von dem Schauspieler beobachtet wird, nur denjenigen Zuschauern Genüge, welche das Gute, was sie sehen, empfinden, und damit zufrieden sind, nicht aber denen, welche zugleich untersuchen, ob das Gute nicht noch besser hätte seyn können. Für diese hat der Schauspieler gewisse **Feinheiten** von Nöthen,

die der Verfasser in den folgenden drey Hauptstücken erklärt. In dem **zwölften Hauptstücke** handelt er **von diesen Feinheiten überhaupt.** Eine von den größten bestehet darinne, daß er dem Verfasser nachhilft, wo er etwa durch Unterdrückung eines Worts, oder durch sonst eine kleine Unrichtigkeit, die er vielleicht aus Nothwendigkeit des Reims begangen hat, einen schönen Gedanken nicht deutlich genug ausgedrückt hat. „Wenn zum Exempel Sever „nach dem Tode des Polieuct (**Aufz. 5. letz„ter Auftritt**) zu dem Felix und zu der Pau„lina sagt:

Servez bien votre Dieu, servez votre Monarque,

„so bekümmert er sich wenig darum, daß sie bey „ihrer Religion bleiben, allein die Treue gegen „den Kayser betrachtet er, als eine Schuldig„keit, deren sie sich auf keine Weise entbrechen kön„nen. Daher sprach auch **Baron**, welcher „dasjenige, was die Verfasser nicht sagten, aber „doch gerne sagen wollten, ungemein glücklich „zu errathen wußte, die letztern Worte: **dienet „eurem Monarchen** auf eine ganz andre „Art aus, als die erstern **dienet nur eurem „GOtt.** Er ging über die erste Helfte ganz „leicht weg, und legte allen Nachdruck auf die „andere. In der ersten nahm er den Ton eines „Mannes an, welcher von den Tugenden der „Christen zwar gerührt, aber von der Wahrheit

„ihrer

„ihrer Religion noch nicht überzeugt ist, und also „ganz wohl zugeben konnte, daß man ihr anhing, „aber es gar nicht für nöthig hielt, sie selbst zu „ergreifen. In der andern aber gab er durch „eine sehr feine Bewegung und durch eine sehr „künstliche Veränderung der Stimme zu ver„stehen, daß ihm der Dienst des Kaysers ein „weit wichtigerer Punct zu seyn scheine, als die „genaueste Beobachtung des Christenthums. — — Eine andre Art von den Feinheiten des Schauspielers kommt auf die Verbergung der Fehler eines Stücks an. Läßt, zum Exempel, der Verfasser, eine Person, mit der er in Unterredung ist, allzulange sprechen, so macht er es nicht, wie es wohl oft gewisse Schauspielerinnen machen, und läßt seine Augen unterdessen unter den Zuschauern herumschweifen, sondern er bemüht sich, durch ein stummes Spiel auch alsdenn zu sprechen, wenn ihm der Dichter das Stillschweigen auflegt.

In dem **dreyzehnten Hauptstücke** nimt der Verfasser, um die **Feinheiten** des Schauspielers näher zu betrachten, diejenigen vor, **welche dem Tragischen insbesondere zugehören.** „Man glaubt mit Recht, daß die „Tragödie grosse Bewegungen in uns erregen „müsse. Wenn man aber daraus schließt, daß „sich folglich der Schauspieler diesen Bewegun„gen nicht ununterbrochen genug überlassen kön„ne, so betriegt man sich. Oft ist es sehr gut,

„wenn

„wenn er in denjenigen Augenblicken, in wel„chen gemeine Seelen denken, daß er sich in „der allergewaltsamsten Bewegung zeigen wer„de, ganz vollkommen ruhig zu seyn scheinet. „In dieser Abstechung liegt der größte und vor„nehmste Theil der Feinheiten, welche in dem „tragischen Spiele anzubringen sind. Ein Paar Exempel werden dieses deutlicher machen. „Die „ausnehmende Gunst, womit **Augustus** den „**Cinna** beehrte, hatte den letztern doch nicht „abhalten können, sich in eine Verschwörung „wider seinen Wohlthäter einzulassen. Das „Vorhaben des Cinna wird entdeckt. Augustus „läßt ihn vor sich fordern, um ihm zu entdecken, „daß er alle seine Untreue wisse. Wer sieht nicht „sogleich ein, daß dieser Kayser um so vielmehr „Ehrfurcht erwecken muß, je weniger er seinen „Unwillen auslassen wird? Und je mehr er Ur„sache hat über die Undankbarkeit eines Verrä„thers erbittert zu seyn, den er mit Wohlthaten „überschüttet hat, und der ihm gleichwohl nach „Thron und Leben steht, desto mehr wird man „erstaunen, die Majestät eines Regenten, wel„cher richtet, und nicht den Zorn eines sich rä„chenden Feindes in ihm zu bemerken. — — „Eben so deutlich fällt es in die Augen, daß je „weniger man über die Grösse seiner entworfnen „Unternehmungen erstaunt scheint, desto grösser „der Begrif ist, den man bey andern von seinen „Vermögen, sie auszuführen, erweckt. **Mithri-**
„dat

„dat muß daher einen weit grössern Eindruck „machen, wenn er seinen Söhnen die Entwür„fe, die er den Stolz der Römer zu erniedrigen „gemacht hat, mit einer ganz gelassenen und ein„fältigen Art mittheilet, als wenn er sie mit „Schwulst und Praleren auskrahmet, und in „dem Tone eines Menschen vorträgt, welcher „den weiten Umfang seines Genies und die „Grösse seines Muths gern möchte bewundern „lassen. — — Wenn man dieses gehörig überlegt, so wird man hoffentlich nicht einen Augenblick länger daran zweifeln, daß grosse Gesinnungen zur Vorstellung einer Tragödie nothwendig erfordert werden. Ein Acteur, welcher keine erhabene Seele hat, wird diese verlangten Abstechungen auf keine Weise anbringen können; kaum daß er fähig seyn wird, dieselben sich vorzustellen.

Das **vierzehnte Hauptstücke** handelt **von denjenigen Feinheiten insbesondere, welche für das Komische gehören.** Diese sind zweyerley. Entweder der komische Schauspieler macht uns über seine eigne Person zu lachen, oder über die andern Personen des Stücks. Das erste zu thun, sind eine unzählige Menge Mittel vorhanden. Das vornehmste aber besteht darinne, daß man sich der Umstände zu Nutze macht, welche den Charakter der Person an den Tag legen können. Ist zum Exempel diese Person ein Geiziger und es bren-

nen zwey Wachslichter in dem Zimmer, so muß er nothwendig das eine auslöschen. Auch bey den Leidenschaften kann man viel komische Feinheiten von dieser Art anbringen; wenn man nehmlich thut, als ob sie sich wider Willen der Person, die sie gerne verbergen will, verriethen. Ferner kann man über seiner Person zu lachen machen, wenn man sie etwas thun läßt, was ihren Absichten zuwider ist. Ein Liebhaber, der wider seine Schöne in dem heftigsten Zorne ist und sie fliehen will, ergötzt uns allezeit, wenn wir ihn aus Gewohnheit den Weg zu dem Zimmer seiner Geliebten nehmen sehen; desgleichen ein unbedachtsam Dummer, wenn er dasjenige, was er gerne verschweigen möchte, ganz laut erzehlt. — — Unter den komischen Feinheiten, von der andern Art, wodurch man nehmlich andre Personen lächerlich zu machen sucht, gehöret der rechte Gebrauch der Anspielungen, und besonders das Parodiren, welches entweder aus Unwillen, oder aus blosser Munterkeit geschieht. Gleichfalls gehören die Hindernisse hierher, die man der Ungeduld eines andern in Weg legt. Zum Exempel ein Herr glaubt den Brief, den ihm der Bediente bringt, nicht hurtig genug lesen zu können; und dieser zieht ihn entweder durch die Langsamkeit, mit welcher er ihn sucht, oder durch die Unvorsichtigkeit, ein Pappier für das andre zu ergreifen, auf.

In

In dem **funfzehnten Hauptstücke** fügt der Verfasser zu dem, was von den Feinheiten gesagt worden, einige Regeln, die man bey Anwendung derselben beobachten muß. Sie müssen vor allen Dingen diejenige Person nicht witzig machen, welche entweder gar keinen oder nur sehr wenig Witz haben soll. Sie müssen auch alsdenn nicht gebraucht werden, wenn die Person in einer heftigen Bewegung ist, weil die Feinheiten eine völlige Freyheit der Vernunft voraussetzen. Ferner muß man sich lieber gar nicht damit abgeben, als solche anzuwenden wagen, von deren guten Wirkung man nicht gewiß überzeugt ist; denn in Absicht auf angenehme Empfindungen, wollen wir lieber gar keine, als unvollkommene haben.

Alle diese Feinheiten sind von der Art, daß sie fast immer so wohl gesehen als gehöret werden müssen. Es giebt deren aber auch noch eine Art, welche blos gesehen werden dürfen, und diese sind das, was man **Theaterspiele** nennt. Der Verfasser widmet ihnen das **sechszehnte Hauptstück**. Sie helfen entweder die Vorstellung blos angenehmer, oder wahrer machen. Die letztern, welche die Vorstellung wahrer machen, gehören für die Tragödie so wohl, als für die Komödie; die andern aber, insbesondre nur für die Komödie. Ferner hangen sie entweder nur von einer Person, oder von allen Personen, die sich mit einander auf der Büh-

ne

ne befinden, zusammen ab. Die letztern müssen so eingerichtet seyn, daß in aller Stellungen und Bewegungen eine vollkommene Uebereinstimmung herrsche. Wenn Phädra dem Hippolyt den Degen von der Seite reißt, so müssen der Schauspieler und die Schauspielerin sich wohl vorgesehen haben, damit sie sich in dem Augenblicke nicht allzuweit von einander befinden, und damit die Schauspielerin nicht nöthig hat, das Gewehr, dessen sie sich bemächtigen will, erst lange zu suchen. — — Ueberhaupt muß in den **Theaterspielen** eine grosse Abwechselung zu bemerken seyn; und von dieser handelt der Verfasser

In dem **siebzehnten Hauptstücke.** Die Abwechselung gehöret nicht allein für diejenigen Schauspieler, welche sich zugleich in der Tragödie und Komödie zeigen wollen; auch nicht für die alleine, die nur in der einen oder in der andern spielen: sondern auch für die, die sich nur zu gewissen Rollen bestimmen, die alle einigermaassen mit einander übereinkommen. Die Ursache davon ist diese, weil auch diejenigen Personen, die einander am meisten ähnlich sind, dennoch gewisse Schattirungen haben, die sie von einander unterscheiden. Diese Schattirungen muß der Schauspieler aufsuchen, und seine Rolle genau zergliedern, wenn er nicht alles unter einander mengen, und sich nicht einer eckeln Einförmigkeit schuldig machen will. — — Doch

auch

auch nicht einmal in den ähnlichen Rollen allein muß der Schauspieler sein Spiel abwechseln; er muß es auch alsdann abwechseln, wenn er eben dieselben Rollen spielt. Die wenige Aufmerksamkeit, die man auf diesen Artickel richtet, ist eine von den vornehmsten Ursachen, warum wir nicht gerne einerley Stück mehr als einmal hintereinander sehen mögen. —— Meistentheils sind die Schauspieler aber nur deswegen so einförmig, weil sie mehr nach dem Gedächtnisse, als nach der Empfindung spielen. Wenn ein Acteur, der Feuer hat, von seiner Stellung gehörig eingenommen ist; wenn er die Gabe hat, sich in seine Person zu verwandeln, so braucht er auf die Abwechselung weiter nicht zu denken. Ob er gleich verbunden ist, so oft er eben dieselbe Rolle spielt, eben derselbe Mensch zu bleiben, so wird er doch immer ein Mittel finden, den Zuschauern neu zu scheinen.

Gesetzt nun, daß das Spiel eines Komödianten vollkommen wahr ist; gesetzt, daß es natürlich ist; gesetzt, daß es fein und abwechselnd ist: so werden wir ihn zwar bewundern, wir werden aber doch immer noch etwas vermissen, wenn er nicht die Anmuth des Vortrags und der Action damit verbindet. Von dieser Anmuth handelt das achtzehnte Hauptstück. Bey Vorstellung der Tragödie, ist sie mit unter der Majestät begriffen, welche überall darinne herrschen muß. Was aber die Anmuth in dem Komi-

schen sey, besonders in dem hohen Komischen, das läßt sich schwer erklären, und eben so schwer lassen sich Regeln davon geben; überhaupt kann man sagen, daß sie darinne bestehe, wenn man der Natur auch so gar in ihren Fehlern Zierde und Reitz giebt. Man muß närrische Originale nachschildern, aber man muß sie auf ihrer schönsten Seite nachschildern. Ein jeder Gegenstand ist einer Art von Vollkommenheit fähig, und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß so vollkommen seyn, als er nur immer seyn kann. Ein Landmägdchen, zum Exempel, ist auf dem Theater diejenige gar nicht, die es auf dem Dorfe ist. Es muß unter ihrem Betragen und dem Betragen ihres gleichen, eben der Unterschied seyn, welcher zwischen ihren Kleidern und den Kleidern einer gemeinen Bäuerin ist.

Das **neunzehnte Hauptstück**, welches das letzte unsers **Schauspielers** ist, enthält nichts als einen kurzen Schluß, welcher aus einer Betrachtung besteht, der die natürliche Folge aus den vorhergemachten Anmerkungen ist. „Je „schwerer nun, sagt der Verfasser, die Kunst ist, „desto mehr Nachsicht sollten wir gegen die jun„gen Schauspieler haben, wenn sie mit den na„türlichen Gaben, die ihnen nöthig sind, auch „den gehörigen Eifer, in ihrem Werke vortref„lich zu werden, verbinden. Wenn es aber un„ser Nutzen erfordert, mit diesen nicht allzu„strenge zu verfahren, so erfordert es auch unsre

„Billig-

„Billigkeit, vortreflichen Schauspielern alle die „Achtung wiederfahren zu lassen, welche sie ver„dienen. — — —

Ich bin überzeugt, daß meine Leser aus diesem Auszuge eine sehr gute Meinung von dem Werke des Herrn Remond von Sainte Albine bekommen werden. Und vielleicht werden sie mir es gar verdenken, daß ich sie mit einem blossen Auszuge abgefertiget habe. Ich muß also meine Gründe entdecken, warum ich von einer förmlichen Uebersetzung, die doch schon fast fertig war, abgestanden bin. Ich habe deren zwey. Erstlich glaube ich nicht, daß unsre deutschen Schauspieler viel daraus lernen können; zweytens wollte ich nicht gerne, daß deutsche Zuschauer ihre Art zu beurtheilen daraus borgen möchten. Das erste zu beweisen berufe ich mich Theils darauf, daß der Verfasser seine feinsten Anmerkungen zu erläutern sehr oft nur solche französische Stücke anführt, die wir auf unsrer deutschen Bühne nicht kennen; Theils berufe ich mich auf die ganze Einrichtung des Werks. Man sage mir, ist es wohl etwas mehr, als eine schöne Methaphysik von der Kunst des Schauspielers? Glaubt wohl jemand, wenn er auch schon alles, was darinne gesagt wird, inne hat, sich mit völliger Zuversicht des Beyfalls auf dem Theater zeigen zu können? Man bilde sich einen Menschen ein, dem es an dem äußerlichen nicht fehlt, einen Menschen, der Witz, Feuer

und Empfindung hat, einen Menschen, der alles weis, was zur Wahrheit der Vorstellung gehört: wird ihn denn deswegen sogleich sein Körper überall zu Diensten seyn? Wird er deswegen alles durch äußerliche Merkmahle ausdrücken können, was er empfindet und einsieht? Umsonst sagt man: ja, wenn er nur alsdenn Action und Aussprache seiner Person gemäß, natürlich, abwechselnd und reitzend einrichtet. Alles dieses sind abgesonderte Begriffe von dem, was er thun soll, aber noch gar keine Vorschriften, wie er es thun soll. Der **Herr Remond von Sainte Albine** setzet in seinem ganzen Werke stillschweigend voraus, daß die äußerlichen Modificationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beschaffenheit der Seele sind, die sich von selbst ohne Mühe ergeben. Es ist zwar wahr, daß jeder Mensch ungelernt den Zustand seiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaaßen ausdrücken kann, der eine durch dieses, der andre durch jenes. Allein auf dem Theater will man Gesinnungen und Leidenschaften nicht nur einigermaassen ausgedrückt sehen; nicht nur auf die unvollkommene Weise, wie sie ein einzelner Mensch, wenn er sich wirklich in eben denselben Umständen befände, vor sich ausdrücken würde; sondern man will sie auf die allervollkommenste Art ausgedrückt sehen, so wie sie nicht besser und nicht vollständiger ausgedrückt werden können. Dazu aber ist kein ander Mit-

tel,

tel, als die besondern Arten, wie sie sich bey dem und bey jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zusammen zu setzen, die um so viel wahrer scheinen muß, da ein jeder etwas von der seinigen darinnen entdeckt. Kurz, ich glaube, der ganze Grundsatz unsers Verfassers ist umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauspieler alle äußerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernet hat, daß sie etwas gewisses ausdrücken, nachzumachen weis, so wird sich seine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf sie geschieht, von selbst in den Stand setzen, der seinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß ist. Diese nun auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen, auf eine Art aber, die sich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daseyn man durchgängig zweifelt, ist die einzige und wahre Art die Schauspielkunst zu studiren. Allein was findet man hiervon in dem ganzen **Schauspieler** unsers Verfassers? Nichts, oder aufs höchste nur solche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein ich weis nicht was für Erklärungen geben. Und eben dieses ist auch die Ursache, warum es nicht gut wäre, wenn unser Zuschauer sich nach diesen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. **Feuer, Empfin-**

dung, Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth würden alle im Munde führen, und kein einziger würde vielleicht wissen, was er dabey denken müsse. Ich hoffe ehestens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publico ein kleines Werk **über die körperliche Beredsamkeit** vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts sagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben eben so sicher, als leicht zu machen.

V. Leben

V.

Leben des Herrn Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor kurzen erfolgte Tod dieses berühmten komischen Dichters hat die Vorstellung seiner Vollkommenheiten bey mir so lebhaft gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieser Bibliothek seiner unter allen Franzosen am ersten zu gedenken. Vor jezt will ich nur einige historische Umstände seines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung seiner Werke, deren vornehmste ich mit allem Fleis zergliedern werde, auf die nächste Fortsetzung versparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiseau, von Vosves, von Vives-Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schlosses Melun, und eines von den vierzig Gliedern der französischen Akademie, war im Jahr 1680 gebohren. In seinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von Puyzieulx, damaligen Generallieutenant der französischen Armeen, und

Gouverneur von Hünningen, in dessen Diensten und unter dessen Aufsicht er sich ganzer sieben Jahr zu öffentlichen Angelegenheiten geschickt machte. Dieser Herr hatte sich ehedem nicht nur im Felde einen grossen Ruhm und das Vertrauen des Turenne erworben, sondern war auch königlicher Abgesandter bey den Schweizerischen Cantons gewesen. Er besas sehr besondere Verdienste, und wußte zwey ganz entgegen gesetzte Eigenschaften, die Klugheit nehmlich und das Phlegma eines Staatsmanns mit der Kühnheit und Thätigkeit eines Soldaten zu verbinden. Der junge Destouches befand sich noch in dem Hause des Marquis, als er seine erste Komödie ans Licht stellte. Es war dieses der unverschämte Neugierige (le Curieux impertinent) in Versen und fünf Aufzügen. Sie hatte Beyfall gefunden, und er glaubte verbunden zu seyn, sie seinem Wohlthäter zuzueignen; ja, wenn er in dieser Zueignungsschrift nicht so wohl die Sprache der Schmeicheley, als der Wahrheit geredet hat, so war er es auch in der That. Er und seine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeiz, sich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beygebracht; unter ihm hatte er seinen Geist gebildet und sein Herz gebessert, ja von ihm hatte er so gar manche vortrefliche Einsicht in die Kunst, in welcher er sich zu zeigen anfing, erlangt. So viel ist gewiß, daß unser Dichter schon in seinem

ersten Stücke eine besondre Kenntniß der grossen Welt und der Art, durch welche sich das Lächerliche derselben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterscheidet, zeigte, und überall diejenige Anständigkeit auch bey Schilderung der Laster blicken ließ, die fast nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachsen sind, natürlich zu seyn scheinet. Nachdem er das Haus des Marquis von Puyzieulx verlassen, ward er nach und nach in verschiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glücklich war. Er unterließ dabey nicht, ein vortrefliches Stück nach dem andern dem Theater zu liefern, und wiederlegte durch sein Beyspiel auf eine sehr nachdrückliche Art das Vorurtheil, daß sich ein Dichter zu weiter nichts als zum Dichten schicke, und besonders die geringsten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig sey. Die Belohnungen seiner Verdienste blieben nicht aus. Im Jahr 1723 machte ihn die französische Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in seinem höchsten Alter nicht auf, sich immer neue komische Lorbeerkränze zu flechten, und trieb diese seine gelehrte Beschäftigung mit dem mühsamsten Fleise. Er arbeitete unter andern ganzer zehn Jahr an dramatischen Commentariis über alle tragische und komische, so wohl alte als neue Dichter, ohne die Spanischen, Englischen und Italiänischen

auszunehmen. Er machte über jeden derselben kritische Anmerkungen, und der erste Theil, welcher Versuche über den **Sophokles**, **Euripides**, **Aristophanes**, **Plautus** und **Terenz** enthält, ist bereits vor verschiedenen Jahren fertig gewesen. In dem andern Theile war er auch schon bis auf die beyden **Corneilles** gekommen, und fand den jüngern, jemehr er ihn untersuchte, besonders in Ansehung der Erfindung und Einrichtung seiner Stücke, immer schätzbarer, als man sich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfasser dieses Werk noch vor seinem Tode zu Stande gebracht, und ob es das Licht sehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kann über grosse Meister besser urtheilen, als wer selbst ein grosser Meister ist, und zugleich die edle Bescheidenheit besitzt, welche den Herrn Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er starb zu Melun, den 5ten Julius dieses Jahres.

Seine dramatischen Stücke sind zu verschiedenen malen zusammen gedruckt worden. Die neuste Ausgabe davon ist ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe und zu Haag 1752 in vier Theilen in Duodez gedruckt ist. Der Buchhändler **Benjamin Gibert** hat sie dem Herrn **Destouches** selbst zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er ohne seine Erlaubniß alles, was er von seiner Arbeit auftreiben können, zusammen gedruckt, und der

Welt mitgetheilt habe. Ich glaube eine Zueignungsschrift ist in solchen Fällen die geringste Genugthuung, die der gewinsüchtige Buchhändler dem beschämten Verfasser kann wiederfahren lassen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieser Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir vielmehr ihre Vollständigkeit zu Nutze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erste Theil enthält sechs Stück. Das erste ist der **unverschämte Neugierige**, dessen ich schon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgesetzt hat, ist erst lange nach der Zeit dazu gekommen, und ist auf die Feyerlichkeit gerichtet, bey welcher er von einer Gesellschaft Freunde auf dem Lande vorgestellet ward. Das zweyte Stück ist der **Undankbare** (l'Ingrat) in Versen und fünf Aufzügen. Dieses folgte in der That gleich auf das erste, wie denn überhaupt alle folgende Stücke nach der Zeitrechnung geordnet sind. Das dritte Stück ist der **Unentschlüßige** (l'Irresolu) auch in Versen und fünf Aufzügen. Der Verfasser hat es dem **Marquis von Courcillon** zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz in welcher unser **Destouches** gebohren war, erhalten hatte. Das vierte Stück ist der **Verleumder**, (le Medisant) gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stück ist nur in einem Aufzuge, in Prosa, und heißt: **Die dreyfache Heyrath** (le triple

Maria-

Mariage.) Das sechste Stück ist auch nur in einem Aufzuge, aber in Versen, und führt den Titel: **Die schöne Stolze, oder das verwöhnte Kind** (la belle Orgueilleuse ou l'Enfant gaté.)

Der zweyte Theil bestehet aus fünf Stücken. Erstlich aus der **unvermutheten Hinderniß**, oder **der Hinderniß ohne Hinderniß**, (l'obstacle imprevu ou l'obstacle sans obstacle) einem Lustspiele in Verse und fünf Aufzügen. Dieses Stück ist dem Herzoge von **Orleans**, damaligem Regenten von Frankreich zugeeignet. Zweitens aus dem **Verschwender oder der ehrlichen Betriegerin**, (le Dissipateur ou l'honnete friponne) in Versen und fünf Aufzügen. Drittens aus dem **Ruhmredigen** (le Glorieux) auch in Versen und fünf Aufzügen. Dieses ist ohne Zweifel dasjenige Stück, welches dem Herrn **Destouches** den meisten Beyfall erworben hat. Er ist so bescheiden einen grossen Theil dieses Beyfalls, den Schauspielern zuzuschreiben, welche sich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich ist der dramatische Dichter, der sich eines solchen Schicksals rühmen kann, und dem nicht das Herz brechen darf, seine Arbeit durch Eigensinn und Unwissenheit verhunzt zu sehen! Der ältere **Quinault** hatte die Rolle des Licanders darinne gemacht, und sich als der unglückliche Vater des Grafen Tufiere

und

und der Lisette die Hochachtung und die Bewunderung aller Zuschauer erworben. Der Herr **Dufresne** hatte den Ruhmredigen vorgestellt, und seinen Charakter, noch ehe er ein Wort geredet, durch die blosse Art, sich auf der Bühne zu zeigen, auszudrücken gewußt. Solche Leute können auch das schlechteste Stück aufrecht erhalten; doch sollten nur diejenigen Verfasser das Vorrecht haben, sie für ihre Geburthen zu finden, die auch die schlechtesten Schauspieler nicht so vorstellen können, daß sie nicht noch immer Schönheiten genug behalten sollten. — Das vierte Stück in diesem Theile sind **die verliebten Philosophen** (les philosophes amoureux) gleichfalls in Versen und fünf Aufzügen; und das sechste Stück ist der **poetische Dorfjuncker** (le poete Campagnard). Dieses letztere hat einen besondern Prolog, welcher der **Triumph des Herbstes** (le Triomphe de l'Automne) heißt.

Der dritte Theil begreift ebenfalls fünf Schauspiele, und einige Kleinigkeiten. Das erste Stück ist **das Gespenst mit der Trommel**, (le Tambour nocturne) in Prosa und fünf Aufzügen. Es ist eigentlich nicht von der Erfindung des Herrn **Destouches**, sondern eine Nachahmung eines englischen Stückes des Herrn **Addisons**, welches in seiner Sprache The Drummer heißt, und auch in Deutschland bekannt genug ist. Unser Dichter war in England gewe-

sen,

sen, und hatte den Herrn Addison persönlich kennen lernen. Er giebt ihm das Zeugniß, daß er unter allen schönen Geistern seiner Nation die wenigste Entfernung für das französische Theater gehabt habe, und mit den regellosen Unanständigkeiten der englischen Bühne gar nicht zufrieden gewesen sey. Er hatte auch seinen **Drummer** in keiner andern Absicht geschrieben, als seinen Landsleuten zu zeigen, daß sich Regeln und Witz, Anständigkeit und Satyre ganz wohl vertriegen. Gleichwohl aber behielt sein Stück noch allzuviel Englisches, als daß es ohne Veränderungen auf dem französischen Theater hätte gefallen können. Diese nun machte der Herr **Destouches** mit aller möglichen Geschicklichkeit, und wenn er die stolze Treulosigkeit der englischen Schriftsteller, besonders **Drydens** hätte nachahmen wollen, so hätte er ganz wohl das ganze Schauspiel für sein eigen ausgeben, und in der Vorrede noch dazu auf den englischen Urheber schimpfen können. — — **Der verheyrathete Philosoph** (le Philosophe marié) ist das zweyte Lustspiel im dritten Theile. Es ist in Versen und fünf Aufzügen. Auch dieses fand ungemeinen Beyfall, und sein Verfasser schrieb es dem Minister und Staatssecretair Grafen **von Morville** zu. Das dritte Stück ist eigentlich nichts als eine dramatische Satyre über die unbilligen Urtheile, welche einige neidische Kunstrichter über das vorher-

hergehende Stück gefällt hatte. Es ist in Prosa abgefaßt, hat nur einen Aufzug und heißt der **Neidische.** (l'Envieux) Der Kürze ungeachtet ist der Charakter darinne vortreflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfasser eine **Tragikomödie.** Es führt den Titel: **Der Ehrgeitzige und die Unbesonnene.** (l'Ambitieux & l'Indiscrete) Er hat ihm deswegen den Namen eines blossen Lustspiels nicht geben wollen, weil alle Personen darinnen von einem gewissen Range sind, und er die Scene bey Hofe hat annehmen müssen, wollte er anders seine Helden in die vortheilhaftesten Umstände für die Entwickelung ihrer Charaktere setzen. Es ist ein Prolog bey dem Ehrgeitzigen, der die innre Einrichtung des Stücks betrift, und worinne verschiedene Personen aufgeführet werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauspiel in diesem Theile ist **die abgenutzte Liebe,** (l'Amour usé) ein prosaisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Mit diesem Stücke ging es dem Verfasser ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bey der ersten Vorstellung um allen Beyfall. Er beklagt sich deswegen in einem Briefe an den Grafen von L * *, welcher dem Lustspiele vorgedruckt ist, sehr empfindlich darüber, und es schmerzte ihm, daß eine fünf und dreyßigjährige Bemühung für das Vergnügen des Publici, ihm vor dieser Beschimpfung nicht habe sichern können. — —

Ausser

Ausser diesen fünf Stücken findet man noch in dem dritten Theile drey kleine Divertissements, welche aber durchaus nichts sagen wollen, und beynahe ihres Verfassers unwerth wären, wenn sie vielleicht nicht in dem Zirkel der Freunde, in welchem sie gespielt worden, gewisse gesellschaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leser durchaus unmerklich sind.

Der vierte Theil enthält nur drey ganze Stücke. Das erste ist der **Sonderling** (l'Homme singulier) ein Lustspiel in Versen und fünf Aufzügen. Es ist eher gedruckt als aufgeführt worden. Der Verfasser bezeigt eine besondre Liebe für dasselbe und schmeichelt sich selbst, daß man nicht allein das hohe Komische und die lebhafte und männliche Moral, welche seinen übrigen Stücken so viel Beyfall erworben, sondern auch einen ziemlich neuen und sehr lehrreichen Charakter, darinnen antreffen werde. Das zweyte Stück ist die **Stärke des Naturells**, (la force du naturell) ebenfalls in Versen und fünf Aufzügen. Man ist mit dem Inhalte dieses Lustspiels nicht zufrieden gewesen, und kann es auch gewissermaassen nicht wohl seyn, wie wir ein andermal zeigen wollen. Es ist gleich das Gegenspiel von der **Nanine** des Herrn von **Voltaire**, welcher wenigstens in diesem Stücke ein besserer Kenner der Natur als der alte **Destouches** gewesen ist. Das dritte Stücke endlich heißt le jeune homme à l'epreuve, der **junge**

Mensch, der die Probe aushält; es ist in Prosa und in fünf Aufzügen. Wenn auch dieses gleich die Frucht des Alters ist, so ist es doch die Frucht des Alters eines Destouches, und würde der Blüthe eines andern Schriftstellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils bestehet aus den ersten Auftritten verschiedener Lustspiele, die der Verfasser ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er sie gleich für nichts, als für blosse Entwürfe ausgiebt, die er für einen jungen Chevalier von B. der sich in der komischen Dichtkunst üben wollen, gemacht habe. Die vornehmsten davon sind Anfangsscenen zu einem Lustspiele, welches der **liebenswürdige Alte** heissen sollen; desgleichen zu einem über den Charakter des **Rachsüchtigen.** Auch ist der Anfang zu einem Lustspiele **Protheus** da, worinne der Dichter einen Betrieger aufführen wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig ist. Wird wohl jemand so kühn seyn, und dasjenige auszuführen wagen, was ein solcher Dichter entworfen hat? — — Noch findet man in diesem vierten Theile eine Sammlung von hundert und drey und siebenzig Sinnschriften, und ein poetisches Schreiben an den König über seine Genesung. Nur die Lieder des Hrn. **Destouches**, deren er verschiedene und gewiß sehr artige gemacht hat, vermisse ich in dieser ganzen Sammlung seine Werke. Sie ist übrigens noch mit dem in Kupfer gestochnen Bilde un-

sers Dichters geziert, von welchem der Verleger versichert, daß er es nicht ohne Mühe erhalten habe. Ich weis nicht ob es ähnlicher ist als das, welches **Petit** bereits 1740, nach dem Gemählde eines **Largilliere** gestochen hat; so viel weis ich, daß dieses von bessern Geschmack ist.

VI.

Ueber das Lustspiel die Juden, im vierten Theile der Leßingschen Schriften.

Unter den Beyfall, welchen die zwey Lustspiele in dem vierten Theile meiner Schriften gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, **die Juden**, werth geschätzt hat. Ich bitte sehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuschreibe, wenn ich mich eben jezt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich sie nicht mit Stillschweigen übergehe, ist vielmehr ein Zeichen, daß sie mir nicht zuwider gewesen sind, daß ich sie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünsche, als billige Urtheile der Kunstrichter zu erfahren, die ich auch alsdenn, wenn sie mich unglücklicher Weise nicht überzeugen sollten, mit Dank erkennen werde.

Es sind diese Anmerkungen in dem 70ten Stücke der Göttingschen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieses Jahres, gemacht worden, und in den Jenaischen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflichtet. Ich muß sie nothwendig hersetzen, wenn ich denjenige von meinen Lesern,

welchen sie nicht zu Gesichte gekommen sind, nicht undeutlich seyn will. „Der Endzweck die„ses Lustspiels, hat mein Hr. Gegner die Gü„tigkeit zu sagen, ist eine sehr ernsthafte Sitten„lehre, nehmlich die Thorheit und Unbilligkeit „des Hasses und der Verachtung zu zeigen, wo„mit wir den Juden meistentheils begegnen. „Man kann daher dieses Lustspiel nicht lesen, „ohne daß einem die mit gleichem Endzweck ge„dichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, „die in Hrn. Gellerts Schwedischer Gräfin ste„het, beyfallen muß. Bey Lesung beyder aber „ist uns stets das Vergnügen, so wir reichlich „empfunden haben, durch etwas unterbrochen „worden, das wir entweder zu Hebung des „Zweifels oder zu künftiger Verbesserung der „Erdichtungen dieser Art bekannt machen wol„len. Der unbekannte Reisende ist in allen „Stücken so vollkommen gut, so edelmüthig, so „besorgt, ob er auch etwann seinem Nächsten „Unrecht thun und ihn durch ungegründeten „Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es „zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahr„scheinlich ist, daß unter einem Volke von den „Grundsätzen, Lebensart und Erziehung, das „wirklich die üble Begegnung der Christen auch „zu sehr mit Feindschaft, oder wenigstens mit „Kaltsinnigkeit gegen die Christen erfüllen muß, „ein solches edles Gemüth sich gleichsam selbst „bilden könne. Dise Unwahrscheinlichkeit stört

„unser

„unser Vergnügen desto mehr, jemehr wir dem „edeln und schönen Bilde Wahrheit und Daseyn wünscheten. Aber auch die mittelmäßige „Tugend und Redlichkeit findet sich unter die„sem Volke so selten, daß die wenigen Beyspie„le davon den Haß gegen dasselbe nicht so sehr „mindern, als man wünschen möchte. Bey „den Grundsätzen der Sittenlehre, welche zum „wenigsten der größte Theil derselben angenom„men hat, ist auch eine allgemeine Redlich„keit kaum möglich, sonderlich da fast das ganze „Volk von der Handlung leben muß, die mehr „Gelegenheit und Versuchung zum Betruge „giebt, als andre Lebensarten.„

Man sieht leicht, daß es bey diesen Erinnerungen auf zwey Puncte ankömmt. Erstlich darauf, ob ein rechtschafner und edler Jude an und vor sich selbst etwas unwahrscheinliches sey; zweytens ob die Annehmung eines solchen Juden in meinem Lustspiele unwahrscheinlich sey. Es ist offenbar, daß der eine Punct den andern hier nicht nach sich zieht; und es ist eben so offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit setzen dürfte, wenn ich die Menschenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey diesem, als bey dem erstern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerst erklären.

Habe ich in meinem Lustspiele einen rechtschaffnen und edeln Juden wider die Wahrscheinlich-

keit angenommen? — — Noch muß ich dieses nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners untersuchen. Er giebt zur Ursache der Unwahrscheinlichkeit eines solchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieses Volk seufzet, und die Nothwendigkeit an, in welcher es sich befindet, blos und allein von der Handlung zu leben. Es sey; folgt aber also nicht nothwendig, daß die Unwahrscheinlichkeit wegfalle, so bald diese Umstände sie zu verursachen aufhören? Wenn hören sie aber auf, dieses zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn sie von andern Umständen vernichtet werden, das ist, wenn sich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Christen weniger zu fühlen, und sich nicht gezwungen sieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieses Reichthums wird dazu erfordert. Man sehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er ist reich; er sagt es selbst von sich, daß ihm der GOtt seiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich lasse ihn auf Reisen seyn; ja, ich setze ihn so gar aus derjenigen Unwissenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieset, und ist auch nicht einmal auf der Reise ohne Bücher. Man sage mir, ist es also nun noch

wahr,

wahr, daß sich mein Jude hätte selbst bilden müssen? Besteht man aber darauf, daß Reichthum, bessere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verstand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: so muß ich sagen, daß dieses eben das Vorurtheil ist, welches ich durch mein Lustspiel zu schwächen gesucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß fliessen kann, und die Juden nicht blos zu rohen Menschen macht, sondern sie in der That weit unter die Menschheit setzt. Ist dieses Vorurtheil nun bey meinen Glaubensgenossen unüberwindlich, so darf ich mir nicht schmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen sehen werde. Will ich sie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtschaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meisten dafür gelten zu lassen? Ich sage es gerade heraus; noch alsdenn, wenn mein Reisender ein Christ wäre, würde sein Charakter sehr selten seyn, und wenn das Seltene blos das Unwahrscheinliche ausmacht, auch sehr unwahrscheinlich. — —

Ich bin schon allmälich auf den ersten Punkt gekommen. Ist denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor sich selbst unwahrscheinlich? Und warum ist er es? Man wird sich wieder auf die obigen Ursachen berufen. Allein, können denn diese nicht wirklich im gemeinen Leben eben so wohl wegfallen, als sie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, die-

ses zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen Gesindel, welches auf den Jahrmärkten herumschweift. — — Doch ich will lieber hier einen andern reden lassen, dem dieser Umstand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieser Nation selbst. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben so witzigen, als gelehrten und rechtschafnen Mannes versagen könnte. Folgenden Brief hat er bey Gelegenheit der Göttingischen Erinnerung, an einen Freund in seinem Volke, der ihm an guten Eigenschaften völlig gleich ist, geschrieben. Ich sehe es voraus, daß man es schwerlich glauben, sondern vielmehr diesen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiethe mich, demjenigen, dem daran gelegen ist, unwidersprechlich von der Avthenticität desselben zu überzeugen. Hier ist er.

Mein Herr,

„Ich überschicke Ihnen hier, das 70 Stück „der Göttingschen gelehrten Anzeigen. Lesen Sie „den Artickel von Berlin. Die Herren Anzei„ger recensiren den 4ten Theil der Leßingschen „Schriften, die wir so oft mit Vergnügen gele„sen haben. Was glauben Sie wohl, daß sie „an dem Lustspiele, die Juden, aussetzen? Den „Hauptcharakter, welcher, wie sie sich ausdrücken, „viel zu edel und viel zu großmüthig ist. Das „Vergnügen, sagen sie, daß wir über die Schön-

„heit

„heit eines solchen Charakters empfinden, wird „durch dessen Unwahrscheinlichkeit unterbrochen, „und endlich bleibt in unsrer Seele nichts, als „der blosse Wunsch für sein Daseyn übrig. „Diese Gedancken machten mich schamroth. „Ich bin nicht im Stande alles auszudrücken, „was sie mich haben empfinden lassen. Welche „Erniedrung für unsere bederngte Nation! Wel„che übertriebene Verachtung! Das gemeine „Volck der Christen hat uns von je her als den „Auswurf der Natur, als Geschwüre der mensch„lichen Gesellschaft angesehen. Allein von ge„lehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billi„gere Beurtheilung; von diesen vermuthete ich „die uneingeschränckte Billigkeit, deren Mangel „uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. „Wie sehr habe ich mich geirrt, als ich einem „jeden Christlichen Schriftsteller so viel Aufrich„tigkeit zutrauete, als er von andern fordert.

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein „Mensch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit „in sich hat, einer ganzen Nation die Wahr„scheinlichkeit absprechen, einen einzigen ehrlichen „Mann aufweisen zu können? Einer Nation, „aus welcher, wie sich der Verfasser der Juden „ausdrückt, alle Propheten und die grössesten „Könige aufstanden? Ist sein grausamer Rich„terspruch gegründet? Welche Schande für das „menschliche Geschlecht! Ungegründet? Welche „Schande für ihn!

„Ist es nicht genug, daß wir den bittersten „Haß der Christen auf so manche grausame „Art empfinden müssen; sollen auch diese Un„gerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen „gerechtfertiget werden?

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man „lasse uns beständig mitten unter freyen und „glückseligen Bürgern eingeschränckt leben, ja „man setze uns ferner dem Spotte und der Ver„achtung aller Welt aus; nur die Tugend, den „eintzigen Trost bedrengter Seelen, die einzige „Zuflucht der Verlassenen, suche man uns nicht „gänzlich abzusprechen.

„Jedoch man spreche sie uns ab, was ge„winnen die Herren Recensenten dabey? Ihre „Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. „Eigentlich soll der Charakter des reisen„den Juden (ich schäme mich, wann ich „ihn von dieser Seite betrachte) das wunder„bare, das unerwartete in der Komödie seyn. „Soll nun der Charakter eines hochmüthigen „Bürgers der sich zum türkischen Fürsten ma„chen läßt, so unwahrscheinlich nicht sey, als „eines Juden, der großmüthig ist? Laßt einen „Menschen, dem von der Verachtung der jü„dischen Nation nichts bekannt ist, der Aufführ„rung dieses Stückes beywohnen; er wird ge„wiß, während des ganzen Stückes für lange „Weile gähnen, ob es gleich für uns sehr viele „Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn auf

„die

„die traurige Betrachtung leiten, wie weit der „Nationalhaß getrieben werden könne, und über „das Ende wird er lachen müssen. Die guten „Leute, wird er bey sich denken, haben doch „endlich die grosse Entdeckung gemacht, daß „Juden auch Menschen sind. So menschlich „denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen ge- „reinigt ist.

„Nicht daß ich durch diese Betrachtung dem „Leßingschen Schauspiele seinen Werth entziehen „wollte; keines weges! Man weis daß sich der „Dichter überhaupt, und ins besondere wenn er „für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter „dem Volke herrschenden Meinung zu richten habe. „Nach dieser aber muß der unvermuthete Cha- „rakter des Juden eine sehr rührende Wirkung „auf die Zuschauer thun. Und in so weit ist ihm „die ganze jüdische Nation viele Verbindlichkeit „schuldig, daß er sich Mühe giebt, die Welt „von einer Wahrheit zu überzeugen, die für sie „von grosser Wichtigkeit seyn muß.

„Sollte diese Recension, diese grausame See- „lenverdammung nicht aus der Feder eines „Theologen geflossen seyn? Diese Leute denken „der Christlichen Religion einen grossen Vor- „schub zu thun, wenn sie alle Menschen, die „keine Christen sind für Meuchelmörder und „Strassenräuber erklären. Ich bin weit ent- „fernt, von der Christlichen Religion so schim-

„pflich

„pflich zu denken; das wäre ohnstreitig der „stärkste Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, „wenn man sie festzustellen alle Menschlichkeit „aus den Augen setzen müßte

„Was können uns unsere strengen Beurtheiler, „die nicht selten ihre Urtheile mit Blute versiegeln, „erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vor= „würfe auf den unersättlichen Geitz hinaus, den sie „vielleicht durch ihre eigene Schuld, bey dem „gemeinen jüdischen Haufen zu finden, frohlocken? „Man gebe ihnen diesen zu; wird es denn deswe= „gen aufhören wahrscheinlich zu seyn, daß ein „Jude einem Christen der in räuberische Hände „gefallen ist, das Leben gerettet haben sollte? Oder „wenn er es gethan, muß er sich nothwendig „das edle Vergnügen, seine Pflicht in einer so „wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit nie= „derträchtigen Belohnungen versaltzen lassen? „Gewiß nicht! Zuvoraus wenn er in solchen „Umständen ist, in welche der Jude im Schau= „spiele gesetzt worden.

„Wie aber, soll dieses unglaublich seyn, daß „unter einem Volke von solchen Grundsätzen und „Erziehung, ein so edles und erhabenes Gemüth „sich gleichsam selbst bilden sollte? Welche Be= „leidigung! so ist alle unsere Sittlichkeit dahin! „so regt sich in uns kein Trieb mehr für die Tu= „gend! so ist die Natur stiefmütterlich gegen uns „gewesen, als sie die edelste Gabe unter den Men= „schen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Gu=

„ten.

„ten! Wie weit bist du, gütiger Vater, über „solche Grausamkeit erhaben!

„Wer sie näher kennt, theuerster Freund! „und ihre Talente zu schätzen weis, dem kann es „gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht sich „glückliche Geister, ohne Vorbild und Erziehung „empor schwingen, ihre unschätzbaren Gaben „ausarbeiten, Geist und Herz bessern, und sich „in den Rang der größten Männer erheben „können. Ich gebe einem jeden zu bedenken, „ob sie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle „des Juden im Schauspiel übernommen hätten, „wenn sie auf ihrer gelehrten Reise, in seine „Umstände gesetzt worden wären. Ja ich wür„de unsere Nation erniedrigen, wenn ich fort„fahren wollte, einzelne Exempel von edlen Ge„müthern anzuführen. Nur das ihrige konnte „ich nicht übergehen, weil es so sehr in die Au„gen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewun„dere.

„Ueberhaupt sind gewisse menschliche Tugen„den den Juden gemeiner, als den meisten „Christen. Man bedenke den gewaltigen Ab„scheu, den sie für eine Mordthat haben. Kein „einziges Exempel wird man anführen können, „daß ein Jude, (ich nehme die Diebe von Pro„feßion aus) einen Menschen ermordet haben „sollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem „sonst redlichen Christen seinem Nebenmen„schen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu

„rauben?

„rauben? Man sagt, es sey Niederträchtigkeit „bey den Juden. Wohl! wenn Niederträch„tigkeit Menschenblut verschont; so ist Nieder„trächtigkeit eine Tugend.

„Wie mitleidig sind sie nicht gegen alle Men„schen, wie milde gegen gegen die Armen beyder „Nationen? Und wie hart verdient das Ver„fahren der meisten Christen gegen ihre Arme „genennt zu werden? Es ist wahr, sie treiben „diese beyden Tugenden fast zu weit. Ihr „Mitleiden ist allzu empfindlich, und hindert „beynah die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit „ist beynah Verschwendung. Allein, wenn doch „alle, die ausschweifen, auf der guten Seite „ausschweifeten.

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, „von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, „von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzusetzen. „Doch schon ihre gesellschaftliche Tugenden sind „hinreichend genug, die Göttingsche Anzeigen „zu widerlegen; und ich betaure den, der eine „so allgemeine Verurtheilung ohne Schauern „lesen kann. Ich bin rc.

* * *

Ich habe auch die Antwort auf diesen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, sie hier drucken zu lassen. Sie ist mit zuviel Hitze geschrieben, und die Retorsionen sind gegen die Christen ein wenig zu lebhaft gebraucht.

Man

Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Correspondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrsamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß sie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Christen nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Theil der Göttingschen Erinnerungen, worinne man mich zu einem andern ähnlichen Lustspiele aufmuntert, ist zu schmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederhohlen könnte. Es ist gewiß, daß sich nach dem daselbst angegebnen Plane, ein sehr einnehmendes Stück machen liesse. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdenn bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Absichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größten Theils wegfallen würden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim, 1729-1781

Gotth. Ephr. Leßings Theatralische Bibliothek

Bd.: 1.

Berlin (1754)

L.eleg.g. 234 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574230-3
VD18 80312705-001